

# IMIS-BEITRÄGE

Heft 15/2000

Herausgegeben vom Vorstand  
des Instituts für Migrationsforschung  
und Interkulturelle Studien (IMIS)  
der Universität Osnabrück

Institut für Migrationsforschung  
und Interkulturelle Studien (IMIS)  
Universität Osnabrück  
D – 49069 Osnabrück  
Tel.: (+49) 0541/969-4384  
Fax: (+49) 0541/969-4380  
e-mail: imis@uni-osnabrueck.de  
internet: <http://www.imis.uni-osnabrueck.de>

Dezember 2000  
Druckvorbereitung und Satz: Sigrid Pusch, Jutta Tiemeyer (IMIS)  
Umschlag: Birgit Götting  
Layout: Universitätsverlag Rasch, Osnabrück  
Printed in Germany  
ISSN 0949-4723

**THEMENHEFT**

**Transnationalismus  
und Kulturvergleich**

**Herausgegeben von  
Michael Bommers**

# Vorwort

Das von Michael Bommès herausgegebene fünfte Themenheft der IMIS-Beiträge gilt unter dem Titel ›Transnationalismus und Kulturvergleich‹ in den Sozial- und Kulturwissenschaften stark beachteten neueren Forschungs- und Methodendiskussionen. Die Beiträge reichen von der Kulturosoziologie über historische Migrationsforschung, Wirtschafts- und Sozialgeographie bis hin zur Religionswissenschaft. Sie sind, von dem Manuskript von David A. Gerber abgesehen, überarbeitete Fassungen von Vorträgen, die im Rahmen des DFG-Graduiertenkollegs ›Migration im modernen Europa‹ am Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) gehalten wurden. Wir danken Sigrid Pusch und Jutta Tiemeyer im IMIS-Sekretariat für die Vorbereitung der Manuskripte zum Druck.

Der Vorstand: Klaus J. Bade  
Michael Bommès  
Hans-Joachim Wenzel

# Inhalt

<i>Michael Bommes</i> Einleitung .....	7
<i>Joachim Matthes</i> Wie steht es um die interkulturelle Kompetenz der Sozialwissenschaften? .....	13
<i>David A. Gerber</i> Theories and Lives: Transnationalism and the Conceptualization of International Migrations to the United States.....	31
<i>Ludger Pries</i> Transnationalisierung der Migrationsforschung und Entnationalisierung der Migrationspolitik. Das Entstehen transnationaler Sozialräume durch Arbeitswanderung am Beispiel Mexiko – USA.....	55
<i>Detlef Müller-Mahn</i> Ein ägyptisches Dorf in Paris. Eine empirische Studie zur Süd-Nord- Migration am Beispiel ägyptischer ›Sans-papiers‹ in Frankreich.....	79
<i>Jacques Waardenburg</i> Islam in Europe. Some Muslim Initiatives and European Responses.....	111
Die Autoren.....	127



# Michael Bommers

## Einleitung

Europa hat sich seit dem Zweiten Weltkrieg zu einer der Hauptzuwanderungsregionen der Welt entwickelt. In dem Maße, in dem ersichtlich wurde, daß diese Zuwanderung kontinuierlich, dauerhaft und nicht nur vorübergehend erfolgen würde, wurden die aus Migration resultierenden, als neuartig betrachteten Konflikte zunächst als Ergebnis der Multiplikation von ›Kulturen‹ in einem Land beobachtet. Gesellschaften (im Plural!) wie die Bundesrepublik Deutschland, Schweden, Großbritannien oder die Niederlande wurden als ›multikulturell‹ beschrieben. Es wurde ihnen angeraten, sich auf den Sachverhalt einzustellen, daß ›Multi-‹ bzw. ›Interkulturalität‹ nicht konfliktfrei zu haben sei, wobei es aber zur Toleranz der Kulturen im Umgang miteinander keine Alternativen gäbe. Die Formel von der ›multikulturellen Gesellschaft‹ ist vielfältiger Kritik unterzogen worden. Die Erregung darüber hat sich allerdings etwas gelegt. In Ländern wie Schweden oder den Niederlanden ist man im politischen System zwischenzeitlich vorsichtiger geworden mit der Ausrichtung politischer Programme an der Diagnose der Multikulturalität. Im übrigen ist mittlerweile deutlich geworden, daß ›multikulturell‹ in Ländern wie Kanada, den USA, Australien, den Niederlanden oder auch Deutschland im Kontext differierender politischer Traditionen und Auseinandersetzungen je verschieden verwendet wird.

Interpretiert man Huntingtons vieldiskutierte These vom ›Zusammenprall der Kulturen‹ als einen Deutungsvorschlag für aktuelle Globalisierungsprozesse, dann ist für die Migrationsforschung zu registrieren, daß sie in ihren Beiträgen zur sozialwissenschaftlichen und politischen Diskussion über Globalisierung kaum an die Debatten über ›Multi-‹ und ›Interkulturalität‹ anschließt. Statt dessen diagnostiziert sie seit einiger Zeit ›transnationale Migrationen‹ als Folge von Globalisierungsprozessen.

*Multi- und Interkulturalität* waren vor allem im Bezugsrahmen von Nationalstaaten beobachtet worden: Sie waren als Herausforderungen für die kulturellen Homogenisierungsanstrengungen markiert worden, wie sie für Nationalstaaten als typisch galten. An der Globalisierungsdiskussion nimmt die Migrationsforschung demgegenüber insbesondere unter dem Schlagwort *Transnationalismus* teil und akzentuiert dabei den in den Sozialwissenschaften seit einiger Zeit unterstrichenen Bedeutungsverlust des Nationalstaates.

Man kann vor diesem Hintergrund unterscheiden zwischen den empirischen Zusammenhängen, auf die ›Multikulturalität‹ und ›Transnationalis-

mus< referieren, und diesen Beschreibungsformen selbst sowie den ggf. damit verbundenen theoretisch-systematischen Ansprüchen. Die *Gemeinsamkeit* der Perspektiven von ›Multikulturalität‹ und von entstehendem ›Transnationalismus‹ besteht im wesentlichen darin, daß eine Erosion zentraler Strukturelemente des Nationalstaates behauptet wird: Multikulturalität verweist auf die aus Migrationsprozessen resultierende, wachsende kulturelle Heterogenität der auf einem Staatsterritorium befindlichen Bevölkerung und damit auf einen Prozeß, der die Versuche von Nationalstaaten, ihre Bevölkerung kulturell zu homogenisieren, in Frage stellt. ›Transnationalismus‹ verweist im Unterschied dazu auf die sozialen Strukturbildungen, wie sie aus dauerhaften Migrationsströmen und -verbindungen resultieren. Dabei bilden sich Netzwerke und Organisationen aus, die diese Nationalstaaten übergreifenden Verbindungen dauerhaft stabilisieren. Transnationalismus verweist zugleich auf sich wandelnde Orientierungen von Migranten, die sich an transnationalen Gelegenheitsstrukturen auszurichten beginnen und damit in verringertem Ausmaß den Staat und dessen klassische Zielsetzung der ›Integration‹ zum Bezugspunkt ihres Handelns machen.

Beide Problemstellungen kann man auch als Versuche der Migrationsforschung interpretieren, auf ihren in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren gewachsenen außer- und innerwissenschaftlichen Bedeutungszuwachs zu reagieren. War Migration bis dahin vor allem Thema für eine vergleichsweise kleine Gemeinde von spezialisierten Forschern, so stiegen mit der Prominenz des Themas auch die Ansprüche an den innerwissenschaftlichen Beitrag der Migrationsforschung. Sowohl in den Diskussionen über die ›multikulturelle Gesellschaft‹ als auch über ›Transnationalismus‹ wurde und wird behauptet, daß es sich um Problemstellungen handele, die empirische, methodische und theoretische Herausforderungen für eingefahrene Konzeptualisierungsmodi in den Sozialwissenschaften bezeichnen.

Wie stets ziehen aber Behauptungen Einlösungsverpflichtungen und diesbezügliche Nachfragen nach sich. Besitzt die Migrationsforschung, die vor allem in den Traditionen der europäischen und amerikanischen Sozialwissenschaften steht, überhaupt die methodische und theoretische Kompetenz, um kulturelle Heterogenisierungsprozesse beschreibbar und differierende Kulturen miteinander vergleichbar zu machen? Werden kulturelle Wandlungsprozesse nicht mit zu stark homogenisierenden Konzepten beschrieben, die kulturelle Differenzierungsprozesse wie im Fall des europäischen Islam geradezu verdecken? Was ist überhaupt neu an der Behauptung von transnationalen Migrationsstrukturen, und werden hier nicht nur neue Vokabeln für empirische Phänomene in Umlauf gesetzt, die vor allem von der historischen Migrationsforschung längst beschrieben sind?

Die in dem vorliegenden Themenheft versammelten Beiträge, die zu meist als Vorträge im Rahmen des DFG-Graduiertenkollegs ›Migration im

modernen Europa« am Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) gehalten wurden, reflektieren diesen Diskussionsstand in der Migrationsforschung im Bezugsrahmen ihrer jeweiligen Disziplinen – Soziologie, Geschichtswissenschaft, Wirtschafts- und Sozialgeographie, Religionswissenschaft – und in Auseinandersetzung mit den relevanten Nachbardisziplinen.

Der Soziologe **Joachim Matthes**, Universität Erlangen-Nürnberg/Kuala Lumpur, konfrontiert die Sozialwissenschaften mit der Frage, ob sie überhaupt die ›interkulturelle Kompetenz‹ besitzen, derer sie in dem Maße bedürften, in dem sie Phänomene der kulturellen Pluralisierung und der Interkulturalität registrierten. Matthes hält den Sozialwissenschaften und »ihrer Kerndisziplin«, der Soziologie, den Spiegel vor. Er unterstreicht, daß sie selbst und ihr Verständnis sozialer Prozesse, insbesondere in ihrem Begriff von Gesellschaft, sich an die Tradition des europäischen Nationalstaates und das damit kulturgeschichtlich durchgesetzte Verständnis des Sozialen gebunden hätten, demzufolge Gesellschaften nationalstaatlich verfaßt, homogen und daher durch die Differenz des je ›Eigenen‹ im Unterschied zum ›Fremden‹ gekennzeichnet seien. Dieses Verständnis trage auch ihre Analysen europäischer und außereuropäischer sozialer Prozesse, wie dies insbesondere an den Modernisierungstheorien und den damit verbundenen Annahmen ›normaler‹ gesellschaftlicher Entwicklung zu beobachten sei. Die fatale Folge eines solchen Gesellschaftsverständnisses sei nicht nur, daß die Sozialwissenschaften kaum in der Lage seien, soziale Zusammenhänge, die sich europäischen Vorstellungen nicht fügten, angemessen zu analysieren. Mit der globalen Durchsetzung dieses Typus von Wissenschaft, der systematisch auf der Ausblendung der unaufhebbaren Rückbindung der sozialwissenschaftlichen Analysemittel an die gesellschaftlich-historischen Zusammenhänge, denen sie entstammten, und der Behauptung der sozialen Voraussetzungslosigkeit der betriebenen Wissenschaft beruhe, bestehe damit die Tendenz, diese grundlegende interkulturelle Inkompetenz der Sozialwissenschaften weltweit im Dunst der Beschwörung von ›Globalisierung‹ festzuschreiben.

Der Historiker **David A. Gerber**, State University of New York, Buffalo/USA, greift die aktuelle Diskussion über Transnationalismus und die angemessene Konzeptualisierung internationaler Migration auf. In einem ersten Schritt skizziert er zunächst das relative Recht der Kritiken an vorliegenden empirischen und theoretischen Arbeiten zum Transnationalismus. Im zweiten Schritt argumentiert er, daß ein angemessen ausgearbeitetes Konzept transnationaler sozialer Strukturen, für das er vorschlägt, an die Arbeiten von Giddens anzuschließen, nicht nur geeignet sei, aktuelle Migrationsprozesse zu beschreiben, sondern daß damit auch eine fruchtbare Perspektive zur (Re-)Analyse der Migrationsprozesse des 19. und 20. Jahrhunderts und

damit für die historische Migrationsforschung eröffnet werde. Dies plausibilisiert er am Beispiel des Briefverkehrs von Migranten aus dem 19. Jahrhundert, den er als einen relevanten Entstehungszusammenhang transnationaler Strukturen beschreibt.

Die beiden nächsten Kapitel, die Beiträge des Soziologen **Ludger Pries**, Universität Erlangen-Nürnberg, und des Wirtschafts- und Sozialgeographen **Detlef Müller-Mahn**, Universität Bonn, präsentieren empirische Arbeiten über transnationale Wanderungsnetzwerke und daraus resultierende Sozialstrukturen zwischen Mexiko und den USA (Pries) bzw. dem Nahen Osten und Europa (Müller-Mahn).

**Ludger Pries** sieht angesichts der fortschreitenden Globalisierung die Notwendigkeit für die deutschsprachige Migrationsforschung, ihren bisherigen Akzent auf die Untersuchung von Eingliederungsbedingungen für Migranten zu korrigieren, ihre Aufmerksamkeit stärker auf neue, mit der Globalisierung in Zusammenhang stehende Wanderungsformen zu richten und sich dabei auch selbst stärker international auszurichten. Die Bedeutung neuer Wanderungsformen für die Herausbildung dessen, was er ›Transmigration‹ bzw. ›Transmigranten‹ und ›pluri-lokale transnationale Sozialräume‹ nennt, demonstriert er anhand der Präsentation von Teilergebnissen aus einem empirischen Projekt über Arbeitswanderung zwischen dem mexikanischen Bundesstaat Puebla und dem Großraum New York City. Eine zentrale Schlussfolgerung von Pries lautet, daß die deutsche und europäische Migrationsforschung sich von der Annahme lösen sollte, daß Migration sich vor allem als Bewegung von Menschen aus einem »nationalstaatlichen Container« in einen anderen vollziehe und die Kernproblemstellung der Migrationsforschung die sozialen Bedingungen der nationalstaatlichen Integration sein sollten. Angesichts der globalen Umbruchsprozesse sei eine künftige zentrale Aufgabe der Migrationsforschung die Untersuchung der neuen Sozialstrukturen, wie sie aus veränderten Wanderungsformen resultierten und wie sie der beschriebene Typus des Transmigranten repräsentiere.

Wer sich mit der Vermutung über die Provokationen von Pries beruhigen wollte, daß seine Ergebnisse in den Besonderheiten des Verhältnisses von Mexiko und den USA begründet lägen, der wird mit dem Aufsatz von **Detlef Müller-Mahn** zur Kenntnis nehmen müssen, daß die ›Transmigranten‹ sich bereits durch Europa bewegen. Dabei besteht die Herausforderung des Textes von Müller-Mahn darin, daß er »das ägyptische Dorf in Paris« durch die Art der Aufbereitung seines empirischen Materials eindringlich vor den Augen des Lesers entstehen läßt. Durch die konzeptuelle Sparsamkeit, die den empirischen Fall – die aus Migration in Paris und in einem ägyptischen Dorf resultierenden Sozialstrukturen – nicht bereits durch (zu) hoch angesetzte Begriffe verstellt, nötigt Müller-Mahns Beitrag zum Durchdenken eingewohnter Kategorien der Migrationsforschung. Es werden diese

Art von empirisch reichhaltigen Fallstudien sein, an denen sich konzeptuelle Vorschläge zur Neuorientierung in der Migrationsforschung zu bewähren haben werden.

Der Religionswissenschaftler **Jacques Waardenburg**, Lausanne, hebt in seinem den Band abschließenden Beitrag hervor, daß jeder Versuch, den ›Islam in Europa‹ zu verstehen, die Reichhaltigkeit und soziale Heterogenität dessen zur Kenntnis nehmen müsse, was üblicherweise unter dem Etikett des Islam zusammengefaßt werde. ›Islam in Europa‹, dies bezeichne ganz unterschiedliche soziale und kulturelle Konstruktionen, Hervorbringungen von Muslimen und Nicht-Muslimen, die in je verschiedenen sozialen Kontexten unter selektivem Rückgriff auf Traditionen festlegten, was Islam für sie bedeute. Dies angemessen zu untersuchen, erfordere ein genuines Interesse an interkultureller Forschung. Waardenburg präsentiert vor diesem Hintergrund eine Skizze der Situation ›des Islam‹ in Großbritannien, Frankreich und Deutschland, um damit einsichtig zu machen, daß ›der Islam‹ in diesen Ländern schon aufgrund der unterschiedlichen nationalen Traditionen und der verschiedenen Zuwanderungsbevölkerungen je andere Formen und Bedeutungen besitze, die als Resultat von Prozessen wechselseitiger sozialer Anpassung und Abgrenzung aufzufassen seien.



Joachim Matthes

## Wie steht es um die interkulturelle Kompetenz der Sozialwissenschaften?

### I

»In jüngster Zeit wurde im Zusammenhang mit der Diskussion um Interkulturalität, interkulturelle Kommunikation und zunehmende Internationalisierung weiter Bereiche des menschlichen Lebens die Wichtigkeit interkultureller Kompetenz immer mehr in den Vordergrund sowohl der wissenschaftlichen als auch der politischen und wirtschaftlichen Zukunftsvisionen gestellt.« – So formulierte Theodor Berchem, als er in seiner Eigenschaft als gastgebender Universitätspräsident die Veranstaltung zur erstmaligen Verleihung des Akademie-Preises für interkulturelle Studien in Würzburg im Juli 1999 eröffnete. Dieser Preis, gestiftet von der DaimlerChrysler AG und eingerichtet an der Bayreuther Akademie für interkulturelle Studien, steht, wie zahlreiche andere Bemühungen auch, für eine fortschreitende Etablierung eines kulturellen Diskurses, der sich in Deutschland und anderen europäischen Ländern seit den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts entwickelt hat.<sup>1</sup> Seinen Ursprung hat er in der sich ausbreitenden Einsicht, daß eine vermehrte Erfahrung von Fremdem, gleich ob sie in Kontakten nach außen oder in der Begegnung mit Anderem innerhalb der jeweils eigenen Lebenswelt entsteht, gehäuft zu Wahrnehmungsschwierigkeiten, zu Mißverstehen und Handlungskonflikten führt. Die Fähigkeit, die Erfahrung von Fremdheit zu verarbeiten und in Verhaltensformen zu übersetzen, scheint mit der Vermehrung dieser Erfahrung nicht Schritt zu halten. Aus dieser Beobachtung wird die Frage abgeleitet, was getan werden kann, um dem offenkundig werdenden Mangel an interkultureller Kompetenz abzuhelpfen.

Zurückgeführt wird diese Mangellage zumeist auf jene übergreifenden Entwicklungen in Wirtschaft, Finanzwelt und Handel, im Medienwesen und in der Politik, die heute gemeinhin unter dem Stichwort von der ›Globalisierung‹ zusammengefaßt werden. Dabei wird durchaus beachtet, daß mit jener ›Globalisierung‹ auch eine gegenläufige Entwicklung Hand in Hand geht, in

---

1 Joachim Matthes, Interkulturelle Kompetenz, in: Merkur, 52. 1998, H. 3, S. 227–238; ders., Interkulturelle Kompetenz: Ein Konzept, sein Kontext und sein Potential, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 47. 1999, H. 3, S. 411–426.

der sich eine Rückbesinnung, gelegentlich auch ein Rückzug auf ›Eigenes‹, ›Angestammtes‹ vollzieht. Kaum aber wird in diesem Diskurs thematisiert, daß sich die ihm zugrunde liegende Mangelerfahrung auch und gerade einer besonderen historischen und kulturellen Lage Europas verdankt, dessen nationalstaatlich verfaßte Gesellschaften sich über die letzten Jahrhunderte im Zusammenhang mit einer spezifischen Regelung des Verhältnisses von Fremdem und Eigenem ausgebildet haben: der Auslagerung des Fremden nämlich. Homogenisierung nach innen und Exilierung des Fremden sind tragende Prinzipien der europäischen Nationalstaatsidee – in deren *beiden* Ausprägungen als ›Volk‹ und als ›Gemeinschaft der Bürger‹. So fassen europäische Gesellschaften heutzutage in sich eine jeweils begrenzte Streubreite von wechselseitig zugänglich, verstehbar bleibenden Identitätsprofilen; auch in dieser Streubreite finden sich Fremdheitsverhältnisse, doch kaum solche nach dem Maß des ›gänzlich Anderen‹.

Das europäische Prinzip der kulturellen und territorialen Sortierung von Fremdem und Eigenem hat sich bis in die ›tiefsten‹ Schichten des Alltagslebens und des Alltagswissens hinein in die Vorstellungs- und Handlungswelt der Europäer eingelassen. Im Zuge dieser Entwicklung hat die neuzeitliche europäische Welt etwas verloren, worüber sie zuvor durchaus verfügte: ein Verständigungs- und Regelwerk für die Koexistenz mit Fremdem ›im eigenen Haus‹, in räumlicher Mischung. Dieser Verlustposten neuzeitlicher europäischer Entwicklung begegnet heute, im Zeitalter der ›Globalisierung‹, als jene Mangelerfahrung, die dem neueren Diskurs um interkultureller Kompetenz zugrunde liegt. Daß es sich bei ihm, bei all seiner Fokussierung auf *Interkulturalität*, um einen *intra*-kulturellen Diskurs handelt, wird jedoch selten gesehen, geschweige denn reflektiert.

Das Fehlen einer Perspektive auf sich selbst trägt diesem Diskurs etliche Probleme ein. Eines liegt darin, daß man sich häufig vorschnell auf instrumentelle Lösungen zur Behebung des beobachteten Mangels einläßt. Ohne auf die tief verankerten Ursachen für das Defizit an interkultureller Kompetenz im europäischen Denken und Handeln einzugehen, schreibt man dieses Defizit einem gleichsam ›von außen‹ einbrechenden, weltumspannenden Prozeß zu und konzentriert die Aufmerksamkeit darauf, die durch ihn sichtbar werdenden Mangellagen durch Maßnahmen zu beheben, die geeignet erscheinen, interkulturelle Kompetenz erwerbbar, erlernbar werden zu lassen. Wie schwierig das ist, wenn in Gesellschaften wie den europäischen *Interkulturalität* keine originäre *intra*-kulturelle Wirklichkeit hat, tritt nicht recht ins Blickfeld.

Die Maßnahmen, die zur Erzeugung von interkultureller Kompetenz in besonderen Handlungssituationen entwickelt werden, statten sich dann leicht mit einem Ertrags-Optimismus aus, der der Künstlichkeit ihrer Anlage nicht entspricht – gemessen am tatsächlichen alltäglichen Zustand der eige-

nen Gesellschaften, in denen nach wie vor die Herausforderung durch das Fremde weniger von innen als von außen kommt; auch jenes Fremde, das mittlerweile im jeweils ›eigenen Haus‹ präsent wird, trägt ja noch alle Merkmale gesellschaftlicher und kultureller Exiliertheit an sich. Zugegeben: wenn *Interkulturalität* keine originäre *intra*-kulturelle Wirklichkeit hat, ist anders als mit Maßnahmen, die sich auf Simulation verlassen und sich an Außergewöhnlichem orientieren, kaum zu verfahren; wenn jedoch das zumindest gedankliche Experiment, die eigene gesellschaftliche Wirklichkeit als eine genuin interkulturelle dar- und vorzustellen, im Leitfaden solcher Maßnahmen fehlt, droht die Gefahr, daß sich diese darin erschöpfen, Instrumente zum Sich-Bewähren ›nach außen‹, im Überlebenskampf der ›Globalisierung‹ auszubilden und zu vermitteln.

Ein weiteres Problem kommt hinzu. Die überwiegende Mehrzahl der heute existierenden Gesellschaften außerhalb Europas ist genuin multikulturell angelegt; interkulturelle Kompetenz auszubilden, gehört für sie zum Alltag ebenso wie zu ihrem Fortbestand als gesellschaftliche Einheiten. Das in ihnen angesammelte Erfahrungspotential im Blick auf die Bedingungen der Möglichkeit von interkultureller Kompetenz tritt jedoch im europäischen Diskurs zum Thema kaum in Erscheinung, obgleich man aus ihm doch viel entnehmen könnte für die Bestimmung und Gestaltung dessen, was man unter dem Signum ›interkulturelle Kompetenz‹ diskutiert und zu bearbeiten versucht. Zu schwer fällt, eben, dem europäischen Denken die Imaginierung und Ausfolgerung eines gesellschaftlichen Zustandes, der grundlegend anders ist als der eigene. Nun könnte man erwarten, daß die Sozialwissenschaften mit ihrem weltweit gespannten Wissen um gesellschaftliche Zustände dazu beitragen könnten, dem europäischen Diskurs um interkulturelle Kompetenz zumindest in dieser Hinsicht auf die Sprünge zu helfen. Doch dem ist nicht so; bislang beschränkt sich der Beitrag der Sozialwissenschaften im wesentlichen darauf, das Erfordernis der Ausbildung von interkultureller Kompetenz aufzuweisen und gleichsam *binnen*-kulturelle Hilfestellung dazu zu leisten: in der Entwicklung von Problembeschreibungen und der Ausarbeitung von Trainings-Maßnahmen. Auch ihnen geht bislang ab, was dem europäischen Diskurs um interkulturelle Kompetenz insgesamt fehlt: die Perspektive auf sich selbst, auf die *Bedingungen der Möglichkeit* von interkultureller Kompetenz im eigenen Geschäft der Erhebung, Darstellung und Erklärung von gesellschaftlicher Wirklichkeit.

Diese Behauptung steht in einem offenkundigen Widerspruch zum Selbstverständnis der Sozialwissenschaften, die ihre Felder gern grenzüberschreitend, ›vergleichend‹<sup>2</sup> abstecken und ihr Tun am Grundsatz der kultu-

---

2 Ders., *The Operation Called ›Vergleichen‹*, in: ders. (Hg.), *Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs* (Soziale Welt, Sonderbd. 8), Göttingen 1992, S. 75–99.

rellen Un-Bedingtheit orientieren und denen es – wenn auch verspätet gegenüber anderen Wissenschaften – in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auch weithin gelungen ist, diesen Anspruch in eine weltweit einheitliche Organisation ihrer selbst umzusetzen – sich zu ›globalisieren‹. Die folgenden Überlegungen sollen zu einer Relativierung dieses Selbstverständnisses der Sozialwissenschaften beitragen und damit auch dazu, weiterreichende Möglichkeiten ihrer Beteiligung am Diskurs um interkulturelle Kompetenz zu erschließen – auf dem ›Umweg‹, nach ihrer eigenen derzeitigen Disposition für interkulturelle Kompetenz zu fragen.

## II

Als sich die Sozialwissenschaften in Europa im ausgehenden 19. Jahrhundert zu formieren begannen, war dort die Sortierung von Eigenem und Fremdem gesellschafts- und kulturgeschichtlich bereits weit fortgeschritten. Das jeweils Eigene wie das jeweils Fremde hatten einen hohen Grad wechselseitiger Stilisierung erreicht, sich territorial fixiert und gegeneinander abgegrenzt. Es hatten sich ›Gesellschaften‹ mit jeweils ausgeprägtem Identitätsanspruch nach innen und außen ausgebildet. Sie gaben die ›Wirklichkeit‹ ab, auf die sich die Sozialwissenschaften ausrichteten, und auf sie wurde zugeschnitten, was diese Wissenschaften anstrebten und taten. Das, kulturgeschichtlich betrachtet, Partikulare, das ihnen so anhaftete, stand in einem inneren Widerspruch zu der in den vorangegangenen Jahrhunderten entwickelten Erwartung an ›Wissenschaftlichkeit‹, sich auf universale Geltung ihrer Verfahren und Aussagen auszurichten. In der Auseinandersetzung mit diesem Widerspruch vollzogen sich in der Folge verschiedene Denkoperationen, über die das kulturgeschichtlich Besondere an der zum Gegenstand genommenen ›gesellschaftlichen‹ Wirklichkeit für seine Generalisierung aufbereitet wurde – Operationen, die keinem intentional vorgefaßten *masterplan* folgten, sondern unter dem Druck zustande kamen, den Sozialwissenschaften gegen die kulturgeschichtliche Partikularität ihres Gegenstandsbereiches die Legitimität eines zeitlos gültigen Wissenschaftshandelns zu sichern.

Friedrich H. Tenbruck hat diese Entwicklung am Beispiel der sozialwissenschaftlichen Kerndisziplin der Soziologie mehrfach eindringlich nachgezeichnet.<sup>3</sup> Mit der ›Ausrufung‹ einer (und zugleich mehrerer) ›Wissenschaft(en) von der Gesellschaft‹, so setzt seine Argumentation ein, »avan-

---

3 Zu verweisen ist hier vor allem auf den richtungweisenden Aufsatz: Friedrich H. Tenbruck, Gesellschaftsgeschichte oder Weltgeschichte?, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 41. 1989, H. 3, S. 417–439; s. ferner ders., Die unbewältigten Sozialwissenschaften, Graz/Wien/Köln 1984; ders., Was war der Kulturvergleich, ehe es den Kulturvergleich gab?, in: ders. (Hg.), Zwischen den Kulturen?, S. 13–35.

cierte der neue Begriff ›Gesellschaft‹ von einem Hinweis auf soziale Erscheinungen zu deren Erklärungsgrund«, – mit der »stillen Unterstellung, daß die sozialen Erscheinungen als eine Vielfalt eigener Gesellschaften existierten, also jeweils einer bestimmten Gesellschaft zuzurechnen und folglich aus dieser zu erklären seien«. <sup>4</sup> Was in der gesellschaftlichen Wirklichkeit Europas zu dieser Zeit vorlag, wurde zum Universal stilisiert: ›Gesellschaften‹ als territorial fixierte, mit hohem Identitätsanspruch nach innen und außen ausgestattete Einheiten, in denen sich die Welt der sozialen Erscheinungen jeweils bündelt. Setzt man, so fährt Tenbruck fort, »einmal als letzte Einheiten die ›Gesellschaften‹ an, so werden sie alle zu Exemplaren eines Genus«. <sup>5</sup> »Gefestigt«, wenn nicht gar »geschaffen« durch das »Vorbild der Naturwissenschaften«, wird eine ›generische‹ Betrachtungsweise in die Konzeptualisierungs-Basis des soziologischen (und allgemein: des sozialwissenschaftlichen) Denkens eingelassen. Mit einer solchen »Umdeutung der vielen Gesellschaften zu einem generellen Objekt« wird die Beobachtung einer bestimmten kulturgeschichtlichen Konstellation, wie sie im Europa dieser Zeit vorlag, in die Annahme einer »gattungsmäßigen Gleichartigkeit« <sup>6</sup> verwandelt – eine Denkoperation, mit der ›Gesellschaft‹ zum unverwechselbaren Gegenstand eines auf räumlich und zeitlich unbedingte Aussagen gerichteten wissenschaftlichen Handelns wird.

Dieser Denkoperation kam jene allgemeine Vorstellung zu Hilfe, die das europäische Denken zur Zeit des Entstehens der Sozialwissenschaften beherrschte (und weiterhin beherrscht), nach der es eine Art Stufenleiter der allgemeinen zivilisatorischen Entwicklung gibt, an deren Spitze, und damit ein weltumspannendes Maß abgebend, eben die europäischen (später: die ›westlichen‹) Gesellschaften stünden. Diese Vorstellung wirkte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vor allem fort in jenen Theorien von der ›Modernisierung‹, in denen »Unterschiede zwischen Ländern [...] als verschiedene Zeitstufen einer im Grunde überall angelegten Entwicklung begriffen [werden], deren Richtung feststeht« <sup>7</sup>: abgelesen und bestimmt an dem Entwicklungsstand eben jener (europäischen, ›westlichen‹) Gesellschaften, auf die sich die Sozialwissenschaften konzeptuell zugeschnitten haben. »Schlagen Länder andere Wege ein, so müssen sie für den Schritt vom Wege der Moderne angeblich am Ende zahlen und wieder in die ›normale‹ Entwicklung einscheren. [...] Die europäische Modernisierung wird aufgelöst in parallele Entwicklungen einzelner Gesellschaften, wobei zwar einige vorange-

---

4 Tenbruck, Gesellschaftsgeschichte oder Weltgeschichte?, S. 422.

5 Ebd., S. 423.

6 Ebd.

7 Ebd., S. 425.

hen, doch alle aus der gleichen inneren Notwendigkeit folgen«. <sup>8</sup> Bei aller Kritik, die die Modernisierungstheorien immer wieder erfahren haben, bleibt doch unverkennbar, daß ihre kulturellen Grundannahmen, mittlerweile über die Sozialwissenschaften abgestützt, in anderem Gewande fortwirken – auch und vor allem in allen ernsthaften wie obskuren Varianten des zeitgenössischen ›Globalisierungs‹-Diskurses, und nicht zuletzt in den sich als sozialwissenschaftlich fundiert gebenden Aktionen internationaler Agenturen zur Steuerung des internationalen Wirtschafts- und Finanzhandelns und des Welthandels.

Kurz: im Gesellschaftsbild der europäischen Sozialwissenschaften ist jene Formation des Gesellschaftlichen, wie sie sich zu der Zeit, da diese entstanden, vorfand, festgeschrieben und mit Hilfe gedanklicher Operationen abstrahiert und ›entzeitlicht‹ worden. Die ›Optik‹ der Sozialwissenschaften ist damit so eingestellt worden, daß andere als die über ›Gesellschaften‹ im zeitgenössischen europäischen Verständnis vermittelten sozialen Erscheinungen an den Rand der Wahrnehmung geraten. Anders gestaltete soziale Erscheinungen treten, wenn überhaupt, ins Blickfeld nur unter dem Zwang, sie auch auf ›Gesellschaften‹ des in diesem Gesellschaftsbild zugrunde gelegten Typs zurechnen zu können. Schließlich ist auch nicht mehr recht faßbar, in welchem Maße und mit welchen Folgen die ›Gesellschaften‹ des europäischen Typs dieser Zeit selber aus Interdependenzen entstanden sind, deren Nachwirkungen in sich tragen, ständig mit solchen Interdependenzen leben und, im Zuge weiterer geschichtlicher Entwicklungen, in neue hineingeraten. Noch bevor die Sozialwissenschaften je daran gehen, Begriffe zur Erfassung sozialer Erscheinungen, Theorien zu ihrer Analyse und Erklärung sowie Verfahren zu ihrer systematischen Erhebung zu entwickeln, ist ihre Blick- und Aufmerksamkeitsrichtung vorgeprägt durch eine bestimmte, kulturgeschichtlich besondere Formation des Gesellschaftlichen, der sie sich verdankt – und auf die zu reflektieren ihnen schwer fällt angesichts des Universalitätsanspruches, dem sie sich verschrieben haben. In den Worten von Tenbruck – und im Blick auf die Soziologie – ausgedrückt: »Es war diese Perspektive, die beharrlich die Fragen der Soziologie generiert und dadurch andere Fragen ausgeblendet hat. Dazu gehören [...] alle jene Tatsachen, die die Bedingtheiten der Gesellschaften durch einander, ihre Verhältnisse zueinander, also ihre ›Außenlagen‹ betreffen, aber ferner alle jene Vorgänge, die als – religiöse, politische, wirtschaftliche oder kulturelle – Vergesellschaftungen quer durch mehrere Gesellschaften und über sie hinweglaufen, oder dann unterhalb dieser Ebene – etwa als Wanderungen, Asylbewegungen oder son-

---

8 Ebd.

stige Migrationen – vor sich gehen, wie schließlich auch alle Formen der militärischen, kulturellen oder ökonomischen Expansion«. <sup>9</sup>

Unter dem Stichwort von den ›Außenlagen‹ von Gesellschaften versucht Tenbruck, die Grundperspektive der Sozialwissenschaften zu erweitern, ihre ›Optik‹ neu einzustellen; bei allem Ertrag, den dies zeitigt, zeigen sich freilich auch bald die Grenzen eines solchen Bemühens: ›Außenlagen‹ bleiben eben immer die von ›Gesellschaften‹; doch es käme darauf an, ›Gesellschaften‹ als kulturgeschichtliche Sonderfälle von gesellschaftlicher Formierung zu sehen und ein Verständnis des Gesellschaftlichen zu entwickeln, das eine solche Sicht ermöglicht. Weiterhelfen könnte der eindringliche Hinweis Tenbrucks darauf, daß es in der europäischen Soziologie seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert, neuerdings verstärkt auch in den USA, immer wieder Versuche gegeben hat, »eine Soziologie unter ausdrücklichem Protest gegen den Begriff – d.h. gegen die Vorannahme – einer ›Gesellschaft‹ zu konzipieren«. <sup>10</sup>

Max Weber, der den Gebrauch des Terminus ›Gesellschaft‹ im Singular sorgfältig zu vermeiden wußte, ist Tenbrucks Kronzeuge für diesen Verweis. Sein Konzept der ›Vergesellschaftung‹ vermag Blickrichtungen zu eröffnen, die einer auf ›Gesellschaft‹ fixierten sozialwissenschaftlichen ›Optik‹ verschlossen bleiben. So kann Max Weber von einem ›Vergesellschaftungshandeln‹ sprechen, das sehr wohl an mehreren Ordnungen orientiert sein kann, welche einander nach den jeweils konventionellen Denkgepflogenheiten sinnhaft widersprechen, dennoch aber nebeneinander empirisch gelten; er kann ›Gelegenheitsvergesellschaftungen‹ in den Blick nehmen ebenso wie perennierende Vergesellschaftungen über territorial bestimmte ›Gesellschafts‹grenzen hinweg und quer zu ihnen. Ein so angelegtes sozialwissenschaftliches Denken kann der gesellschaftlichen Wirklichkeit außerhalb Europas, die aus vielfältigen Vergesellschaftungsprozessen unterschiedlicher Bevölkerungen lebt, weitaus eher gerecht werden als ein solches, das sich an die nationalstaatlich verfaßte Erscheinungsform von ›Gesellschaft‹ bindet und so der bruchlosen, wenngleich unangemessenen Übertragung von Kategorien und Konzepten aus der europäischen sozialwissenschaftlichen Selbsterforschung Tür und Tor öffnet. Wenn inzwischen, seit dem Ende des Kolonialismus und der Begründung einer zwischenstaatlichen Weltordnung in der Gestalt der Vereinten Nationen, dieser Typus ›Gesellschaft‹ in seiner formalen, politischen Verfaßtheit überall durchgesetzt worden ist, so haben sich damit anderswo die gesellschaftlichen Verhältnisse keineswegs den europäischen angeglichen, im Gegenteil: Zu dem Anspruch, dies sollte so sein, sind die jeweils angestammten ›Innen-‹ und die neuen ›Außenlagen‹ in kom-

---

9 Ebd., S. 423.

10 Ebd., S. 422, Anm. 7.

plexe Wechselwirkungsverhältnisse getreten und haben so dort zugleich neuartige gesellschaftliche Konstellationen und Prozesse gestiftet.

Im Blick auf die Themenfrage, die hier zu erörtern ist, können wir nun bündig feststellen: Indem sich die europäischen Sozialwissenschaften der konzeptuellen Selbstverallgemeinerung eines kulturgeschichtlich bestimmten Gesellschaftstyps überantwortet haben, haben sie sich um wesentliche Voraussetzungen für eine in ihnen selbst angelegte interkulturelle Kompetenz gebracht. Mit ihrem Gesellschaftsbild haben sie die Weichen für eine Selbstbeschränkung gestellt, derer sie über ein Jahrhundert hinweg nicht gewahr geworden sind. Denn mit ihm kommen Kriterien für die Bestimmung von Forschungsfeldern, Begriffssysteme und theoretische Zugriffe zum Zuge, die dem Schein ihrer Übertragbarkeit auf anderes als das, woran sie gewonnen wurden, erliegen. Das zeitgenössische europäische Gesellschaftsverständnis, im Gesellschaftskonzept ihrer Sozialwissenschaften überhöht und generisch gewendet, steht dem aufkommenden europäischen Lernbedürfnis im Blick auf Interkulturalität im Wege, und die Sozialwissenschaften tragen eher dazu bei, es zentristisch bleiben zu lassen.

### III

Die Selbstbeschränkung, der sich die Sozialwissenschaften mit ihrem an den europäischen Gesellschaften des 19. und 20. Jahrhunderts gebildeten Gesellschaftsbild ausgeliefert haben, läßt sich auf Schritt und Tritt an ihrer Begrifflichkeit aufweisen. Schon im Blick auf ihre eigenen Herkunftsgesellschaften leiden die Sozialwissenschaften, gelegentlich eingestanden, zumeist uneingestanden, an der Aporie, sich einerseits auf der Grundlage ihres Wissenschaftsverständnisses unentwegt um eine unzweideutige definitorische Fassung der Elemente ihrer Begriffswelt bemühen zu sollen – andererseits jedoch die weitaus meisten eben dieser Elemente aus der gesellschaftlichen Wirklichkeit, mit der sie sich befassen, entlehnen zu müssen. Denn es ist diese Wirklichkeit, die sich selber ständig in komplexen und in sich widersprüchlichen Prozessen der Auseinandersetzung mit sich selbst ›auf Begriffe bringt‹, sich begrifflich ›verfaßt‹. Die Fixierung aufs Definitorische verleitet die Sozialwissenschaften ständig dazu, ihre aus der gesellschaftlichen Wirklichkeit entlehnten begrifflichen Elemente jener Bedeutungshöfe zu entkleiden, in denen sie entstanden sind und ihren Sinn gewonnen haben. Dies führt dazu, daß die in die Sprechwelt der Sozialwissenschaften übertragenen Elemente gesellschaftlicher Begrifflichkeit einen nach den Regeln dieser Sprechwelt wünschbaren, überall und zu jeder Zeit applizierbaren Formelcharakter annehmen und mit ihm in Widerspruch treten zu jenen Füllungen, die die gleichen Elemente, als sprachliche Ausdrücke, in der begrifflichen Selbstverfassung der gesellschaftlichen Wirklichkeit mit sich tragen.

So gerät ein beträchtlicher Teil sozialwissenschaftlicher Tätigkeit unter den Druck, jene Bedeutungsgehalte, die die Begriffe in der gesellschaftlichen Wirklichkeit mit sich tragen, in nachträglichen Operationen wieder einholen zu müssen, die zuvor auf definitorischem Wege aus ihnen entfernt worden sind. Der hohe (gedankliche) Arbeitsaufwand, der mit solchen Operationen betrieben wird – wenn dies denn überhaupt geschieht –, ließe sich leicht vermeiden, wenn man sich grundsätzlich dazu entschließen könnte, von der Interdependenz der sozialwissenschaftlichen und der gesellschaftlichen (oder: kulturellen) Begriffswelt auszugehen und die Übersetzung der letzteren in die erste zu einer permanenten, epistemologisch kontrollierten Aufgabe des eigenen Tuns zu erklären – und dies auch, *nota bene*, im Blick auf die Rückübersetzung der sozialwissenschaftlichen Begriffswelt in die gesellschaftliche, die sich ohnehin ständig vollzieht und den Sozialwissenschaftlern in ihren Forschungsbemühungen nicht gerade selten die Überraschung beschert, bei ihren Auskunftspersonen und ›Gewährsleuten‹ auf Bestandteile eben jener definitorischen Fassungen von Begriffen zu stoßen, die *sie* ihnen vermittelt haben.<sup>11</sup>

Wenn nun die Sozialwissenschaftler, sofern sie dieses Dilemma wahrnehmen, schon damit zu tun haben, ihre Begriffswelt im Blick auf ihre eigenen Herkunftsgesellschaften kulturgeschichtlich und wissenssoziologisch angemessen zu warten, so vervielfältigt sich dieses Dilemma für sie gleichsam, wenn sie sich anderen als den eigenen Herkunftsgesellschaften zuwenden. Nicht nur müssen sie Ausschau halten nach anderen Arten und Weisen, in denen sich die gesellschaftliche Wirklichkeit dort auf *ihre* Begriffe bringt – sie müssen auch noch im Blick behalten, daß sich mittlerweile zahlreiche Konzeptualisierungen aus der europäischen gesellschaftlichen wie auch sozialwissenschaftlichen Begriffswelt anderswo verbreitet haben und dort höchst komplexe Bedeutungsverhältnisse zu den angestammten eingegangen sind. Sie zu dechiffrieren, überschreitet in der Regel die Kompetenzen des europäischen Sozialwissenschaftlers, der zumeist, sich bestens aufgehoben fühlend im Selbstverständnis seiner räumlich und zeitlich unbedingten Sprechwelt, über die kulturgeschichtlichen Ladungen jener Konzeptualisierungen, in die sich die gesellschaftliche Wirklichkeit anderswo faßt, noch sehr viel weniger weiß als über die in den eigenen Herkunftsgesellschaften.

So fehlt zum Beispiel in der ›Optik‹ des sozialwissenschaftlichen Denkens eine ›Linse‹, die das gesellschaftliche Gewicht von *Verwandtschaftsverhältnissen* unter anderen als europäischen Lebensbedingungen erkennen läßt. Horizontal wie vertikal weit gespannte und tief gestaffelte Verwandtschaftsverhältnisse, ausgestattet mit einem komplexen Netzwerk wechselseitiger

---

11 Auf dieses Dilemma hat Tenbruck mehrfach, und zum Ärger so mancher *straight-forward*-Denker vornehmlich in der zeitgenössischen Soziologie, aufmerksam gemacht, s. vor allem Tenbruck, Die unbewältigten Sozialwissenschaften.

sozialer Bindungen und Verpflichtungen, sind in Europa schon seit langem, und keineswegs erst seit der ›industriellen Revolution‹, aus einer Vielzahl von Gründen Schritt für Schritt entwertet, abgebaut und zerlegt worden. Im Zuge dieser Entwicklung, an der der besondere Anspruch der christlichen ›Gemeinde‹ an ihre Glieder gegenüber deren innerweltlichen sozialen Bindungen seinen Anteil hat, ist jene Opposition von ›Verwandtschaft‹ und ›Familie‹ entstanden, in der letztere, auf die Konjugalfamilie geschrumpft, zugleich an gesellschaftlicher Wertigkeit gewonnen und über ihre ›Privatisierung‹ an gesellschaftlichem Gewicht verloren hat; erstere ist als ein Typus sozialer Beziehung zugleich ›nominalisiert‹, ihrer sozialen und personalen Verbindlichkeit und Relevanz entkleidet und in ihrer Erstreckung und Reichweite eingeeengt worden. Vor diesem ›eigengesellschaftlichen‹ Hintergrund treffen die Sozialwissenschaftler ihre Definitionen von ›Verwandtschaft‹ und ›Familie‹, bilden eine bestimmte kulturgeschichtliche Entwicklung in ihnen ab und geraten in der Folge in Schwierigkeiten, wenn sie mit den so gewonnenen begrifflichen Sonden an gesellschaftliche Verhältnisse anderswo herangehen. Diese Schwierigkeiten nehmen zwei typische Formen an: Entweder nimmt man sie direkt gar nicht wahr, sondern erst – und nur – dann, wenn man in der Analyse erhobener Daten und Materialien auf Inkompatibilitäten stößt, die dann zumeist nicht der eigenen Ausgangsoptik, sondern, mit wirklichkeitsverzerrender Wirkung, Widersprüchen in den untersuchten gesellschaftlichen Verhältnissen zugeschrieben werden – oder aber man nimmt sie wahr und behandelt sie als Defizit statt als Differenz, als Nachwirken traditionaler Momente im gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß.

Die Reihe solcher Erläuterungen zur *projektiven* Weltwahrnehmung – und damit, in unserem thematischen Zusammenhang, zu dem strukturell bedingten Mangel an interkultureller Kompetenz in den Sozialwissenschaften – ließe sich lange fortsetzen. So wird, um ein weiteres Beispiel zu erwähnen, in den europäischen Sozialwissenschaften heutzutage viel ›vergleichend‹ über die Zukunft der *Arbeit* geforscht. Der dabei zugrunde gelegte Begriff von ›Arbeit‹ enthält in aller Regel einerseits all jene Merkmale, die sich das gesellschaftliche Phänomen Arbeit in den westlichen Industriegesellschaften in den letzten zwei Jahrhunderten zugelegt hat; andererseits umgibt ihn ein häufig implizit bleibender Bedeutungshof, ein System von *tacit cultural assumptions*, in denen sich spiegelt, was ›Arbeit‹ zum Motor dieser ›Gesellschaften‹ hat werden lassen. Mit einer derart geprägten, zugleich verallgemeinerten begrifflichen Sonde entgeht der Forschung, wendet sie sich auf andere Gesellschaften, daß es in vielen von ihnen ein gesellschaftlich ausgearbeitetes System von als ›Arbeit‹ betriebsförmig verrichteten Tätigkeiten, abgestützt durch arbeitsbezogene Regelungen sozialer Sicherung sowie von einer um ›Arbeit‹ zentrierten Organisation des menschlichen Le-

benslaufes, so gar nicht gibt – und zwar eben als *Differenz* zu den europäischen Verhältnissen, nicht als *Defizit*. Manches an dem, was anderswo empirisch dennoch als ›Arbeit‹ im vorab investierten Begriffsinne faßbar ist, verdankt sich ökonomisch-kulturellem Import und kann nur angemessen gewichtet werden, wenn es auch in dieser Qualität gesehen und untersucht wird – in dem, was es verändert hat, aber auch, wie es über den Import selber verändert worden ist.

Besonders illustrative Beispiele lassen sich ferner gewinnen an solchen Konzepten, denen eine besonders hohe und prekäre kulturelle Ladung zukommt, wie etwa dem der ›Religion‹. Schlägt man in gängigen Lexika oder Wörterbüchern der Sozialwissenschaften nach, findet man unter diesem Stichwort in aller Regel Definitionen, die einerseits die Bindung an die christentumsgeschichtliche Herkunft dieses Begriffes erkennen, andererseits jedoch die Reflexion auf diesen Umstand vermissen lassen: Was der *kulturelle* Begriff ›Religion‹ mit sich trägt, wird zumeist umstandslos in den *sozialwissenschaftlichen* projiziert. Selten wird berücksichtigt, daß es außerhalb des christlichen ›Kulturkreises‹ kaum sprachliche und begriffliche Entsprechungen für ›Religion‹ gibt, was ja wohl zureichenden Anlaß für definitorische Sorgfalt abgeben müßte, wenn es einem um einen allgemeinen Begriff von ›Religion‹ geht – ganz zu schweigen davon, daß die mittlerweile erfolgte Verbreitung eines Begriffes von ›Religion‹ über die Reichweite des Christentums hinaus mit alledem, was sie woanders bewirkt hat<sup>12</sup>, in das definitorische Bemühen einbezogen werden sollte.

Ebenso wie im zuvor diskutierten Fall des Grundbegriffs ›Gesellschaft‹ gilt auch hier zunächst, daß schon die Stilisierung des Begriffs zum Singular in die Irre führt: wie – allenfalls – von ›Gesellschaften‹ sinnvoll geredet werden kann, so auch von ›Religionen‹. Weiterhin ist zu vergegenwärtigen, daß der kulturelle Begriff von Religion seinen Ursprung in der europäischen Reformation hat – als Signum für den eigenen Christlichkeits-Anspruch einer (zunächst vornehmlich) protestantischen Laienschaft gegenüber der institutionellen Verfaßtheit und der spezifischen Glaubenslehre von ›Kirche‹.<sup>13</sup> Die christentumsgeschichtliche Leitdifferenz von ›Kirche‹ und ›Religion‹ ist implizit immer mit im Spiel, wenn sich europäische Sozialwissenschaftler um

---

12 Shingo Shimada hat einen solchen Prozeß kürzlich eindrücklich am Beispiel Japans dargestellt: Jürgen Straub/Shingo Shimada, Relationale Hermeneutik im Kontext interkulturellen Verstehens, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 47. 1999, H. 3, S. 449–477, hier S. 466ff.

13 Hierzu s. insbesondere Joachim Matthes, Was ist anders an anderen Religionen? Anmerkungen zur zentristischen Organisation des religionssoziologischen Denkens, in: Jörg Bergmann/Alois Hahn/Thomas Luckmann (Hg.), Religion und Kultur (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderbd. 33), Opladen 1993, S. 16–30.

eine Definition von ›Religion‹ bemühen – auch und gerade wenn ihnen dies, und so ist es in aller Regel, nicht geläufig und bewußt ist. Eben unter dieser Leitdifferenz ist das, was ›Religionen‹ anderswo ausmacht, kaum angemessen zu fassen; ›Kirche‹ ist ein kulturgeschichtlich singuläres Merkmal des Christentums und entsprechend auch das, was ihr als ›Religion‹ gleichsam binnenkulturell entgegentritt. Beachtet ein definitorisches Bemühen um ›Religion‹ dies nicht, werden entlang dieser christentumsgeschichtlichen Leitdifferenz Scheidungen in entsprechende Phänomene anderswo hineininterpretiert, ja diese bereits unter solchen Scheidungen bestimmt – etwa die von ›expliziter‹ und ›impliziter‹ ›Religion‹, mit der man, zum Beispiel im Blick auf den Buddhismus und den Hinduismus, den anvisierten ›Gegenstand‹ schon im Ansatz verfehlt.

Was ihre Begrifflichkeit angeht, so wäre zu folgern, kann an eine Verankerung interkultureller Kompetenz in den Sozialwissenschaften erst gedacht werden, wenn das Verfahren zur Bildung und Erprobung von Begriffen durchgreifend geändert wird. Statt es als projizierende Verallgemeinerung eigenkultureller Konzepte zu betreiben, wäre es als kulturgeschichtlich informierte, vergleichend angelegte Reflexion auf jene Vorgänge anzulegen, in denen sich gesellschaftliche Wirklichkeit(en) hier *wie* anderswo schon immer selber auf *ihre(n) Begriff(e)* bringen. Eine *Universalisierung* sozialwissenschaftlicher Begriffe setzt eine Befreiung vom epistemologischen Zwang zum Definitorischen und die Fähigkeit und Bereitschaft zu reflexiver Wirklichkeitsbestimmung voraus.

#### IV

Begriffe dienen in der sozialwissenschaftlichen Forschung auch zur Bestimmung und Abgrenzung von Forschungsfeldern. Die eben diskutierten Schwierigkeiten mit einer interkulturell orientierten Begriffsbildung zeitigen denn auch ihre Schwierigkeiten bei der Ermittlung und Bearbeitung von Forschungsfeldern dort, wo eine Entsprechung zwischen dem Bild, was man vorab von ihnen hat, und dem Bild, in das sie sich selber fassen, kulturgeschichtlich nicht einfach vorausgesetzt werden kann. Wer als europäischer oder europäisch gebildeter Sozialwissenschaftler etwa in Indien auf die Suche nach dem ›Religiösen‹ geht, wird für sein Verständnis wenig davon einfangen, wenn er sich auf ›Tempelfrequenz‹ konzentriert und deren Messung nach der in Europa geläufigen ›Kirchgangsfrequenz‹ betreibt (was, man glaubt es kaum, durchaus geschieht). Die sich am ›Tempelgeschehen‹ zeigende ›Religiosität‹, von der er erwartet, sie solle der ›expliziten Religiosität‹ (sprich: ›Kirchlichkeit‹) unter europäischen Verhältnissen entsprechen, ist alles andere als das – läßt sich aber, und darin liegt das eigentliche Problem, durchaus als solche darstellen, wenn man sie so sieht. Auf der anderen Seite wird der Forscher, an der ihm eigenkulturell wie fachbegrifflich geläufigen

Scheidung von ›expliziter‹ und ›impliziter‹ ›Religion‹ orientiert, in den vielfältigen, überall gegenwärtigen Ausdrucksformen von ›Religiosität‹ im hinduistisch geprägten indischen Alltagsleben vieles sehen, das er nur als Übernahme explizit ›vorgeschriebener‹ ›Rituale‹ zu fassen vermag: Zu tief eingelassen ist in sein Denken, daß unmittelbare Bekundung von ›Religiosität‹ durch Worte und Gesten in alltäglicher Interaktion und Kommunikation nichts anderes sein kann als ›seelenloses‹ Befolgen einer Vorgabe. Und diese Sicht wird ihm als bestätigt erscheinen, wenn er einen einzelnen Hindu mit der im europäischen Forschungshabitus gängigen Frage konfrontiert, woran er denn nun *persönlich* ›wirklich‹ *glaube* – und damit nur Verlegenheit erzeugt und auf Unverständnis stößt: ›*implizit*‹, so meint er dann, gibt es da offenbar kaum mehr Abrufbares als in den Köpfen ›nomineller‹ Kirchenchristen.<sup>14</sup> Leicht karikiert, soll diese Darstellung zeigen, wie eine begrifflich vorstrukturierte, dabei eigenkulturelle Vorgaben überdeckende Bestimmung von Forschungsfeldern anderswo an dem vorbeiführen kann, auf das man zielt, und wie, am hier gewählten Beispiel, ein solches Forschungsfeld erst dann angemessen bestimmt werden kann, wenn die immer schon in bestimmter Weise eingestellte eigene ›Optik‹ der Wirklichkeitswahrnehmung zuvor überarbeitet worden ist.

Wenig wird auch darüber nachgedacht, wie sehr der Bestand an sozialwissenschaftlichen Forschungsmethoden in den Kulturmustern jener (europäischen) Gesellschaften gründet, in denen er entwickelt worden ist. Dies gilt insbesondere für solche Verfahren, die sich direkt an einzelne Gesellschaftsmitglieder wenden, um von ihnen Auskünfte über gesellschaftliche Vorgänge zu erhalten. Die verschiedenen Arten von Befragungsverfahren verlassen sich gleichermaßen auf ein Kulturmuster, das tief in das europäische Denken und Handeln eingelassen ist und das man als ›Rechenschaftspflicht‹ des einzelnen kennzeichnen könnte – gegenüber Gott, gegenüber weltlichen Autoritäten, gegenüber sich selbst. Die öffentliche Autorität, die der Wissenschaft zukommt, vermag dieses Kulturmuster leicht zu mobilisieren; für die Durchführbarkeit und die Verlässlichkeit von Befragungsverfahren zählt jedoch vor allem die unter europäischen Verhältnissen weithin gelungene Internalisierung dieses Musters ins individuelle Bewußtsein. Wie im Alltagsleben, so kann man auch in der Ausnahmesituation einer veranstalteten Befragung damit rechnen, daß man auf gezielt gestellte Fragen eine der involvierten Wirklichkeit entsprechende Antwort erhält – auch wenn sich das jeweilige Wirklichkeitsverständnis auf der Seite des Fragenden und auf der

---

14 Wie sich solche interkulturellen Überlagerungen und Brechungen in der Forschungspraxis zeigen können, habe ich an anderer Stelle (Matthes, Interkulturelle Kompetenz: Ein Konzept, sein Kontext und sein Potential, S. 420) an einem Interview-Beispiel zu erläutern versucht.

Seite des Antwortenden unterscheiden mögen: Dies zu überprüfen, bleibt dann der Methodik der Auswertung der Antworten überlassen.

*Dieses* Kulturmuster des Frage-Antwort-Verhaltens kann nun anderswo nicht fraglos vorausgesetzt werden. Schon die eindeutige Verteilung der Rollen des Fragenden und des Antwortenden kann unter anderen kulturellen Bedingungen als höchst ungewöhnlich, ja als verpönt erscheinen: Sie kann eine kulturelle Regel der *Reziprozität* in der Kommunikation verletzen – oder aber die Regel des *Gesicht-Gebens*, die das einseitige ›Hervorlocken‹ von Aussagen als unschicklich erscheinen läßt (während man in Europa eher der Regel des *Gesicht-Wahrens* folgt, nach der Herausforderungen durch Fragen erlaubt sind und mit selbstbewußtem Darstellungsverhalten beantwortet werden).<sup>15</sup> Auf Verletzungen solcher Regeln wird mit einem Antwortverhalten reagiert, das zwischen beredter Verweigerung und zielstrebigem *ad-absurdum*-Führen der Fragen schwanken kann: Was fängt der Forscher dann mit solchen Antworten an, sofern er deren Charakter überhaupt erkennt?

Die Selbstverständlichkeit, mit der sich im befragenden Forschen in europäischen Kontexten die Frage-Antwort-Instrumentarien im Blick auf ihre Verlässlichkeit und auf die Gültigkeit ihrer Erträge auf geltende Kulturmuster stützen können, versagt anderswo schnell, und darum zu wissen und sich darauf einzustellen, wäre eine wesentliche Voraussetzung für interkulturelle Kompetenz im Forschungshandeln. Verlässlichkeit und Gültigkeit von befragendem Forschen müssen ja nicht von ihrer Bindung an bestimmten Kulturmustern abhängen. Dies gilt im übrigen auch, wenn man sich zum Einsatz von weitgehend frei vorgehenden Methoden, etwa erzählanalytischen Verfahren entschließt: abgesehen davon, daß ihr Einsatz je besondere Fähigkeiten im Sprachverständnis erfordert, muß man auch wissen, wie jeweils die Regeln der *Erzählbarkeit* beschaffen sind, und man muß das erhebende wie auswertende Vorgehen darauf auszurichten verstehen.<sup>16</sup>

## V

Überlegungen dieser Art mögen einleuchten, und ihr Gewicht mag abschätzbar werden, wenn man als Sozialwissenschaftler und Forscher selbst eindrückliche Erfahrungen des Scheiterns mit seinen konzeptuellen und methodischen Vorgaben gemacht hat. Und doch geschieht nur allzu schnell, was sich auch sonst, und jedermann, bei der Verarbeitung von Erfahrungen des Scheiterns nahelegt: Sie werden eingekreist, marginalisiert, als nachvollzieh-

---

15 Vgl. hierzu ders., ›Das Gesicht wahren‹: eine kulturelle Regel im interkulturellen Vergleich, in: *Universitas*, 46. 1991, Nr. 539, S. 429–439.

16 Ders., Zur transkulturellen Relativität erzählanalytischer Verfahren in der empirischen Sozialforschung, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37. 1985, H. 2, S. 310–326.

bare Ausnahmen von den Regeln eines ertragreichen Denkens und Handelns eingefaßt und vermeintlich handhabbaren Regeln ihrer Kontrolle unterworfen. Im Grundsatz bleibt man beim Angestammten – dies in den Wissenschaften um so mehr, als sie seit ihrem Entstehen von dem Bewußtsein getragen werden, in sich selbst alle Voraussetzungen für die Voraussetzungs-freiheit ihres Denkens und Tuns zu enthalten. Gelegentlich, mit mehr oder weniger Nachdruck und Tiefgang geäußerte Bedenken gegen diese Voraussetzung, etwa im Gefolge von Karl Mannheims Wissenssoziologie und seinem Konzept des ›Relationismus‹<sup>17</sup>, sind immer wieder mit dem Etikett vom *Relativismus* versehen worden, dem in der Gemeinde der Kultur- und Sozialwissenschaftler beinahe die Qualität einer Apostasie zukommt.

Ethnologen, Sozial- und Kulturanthropologen finden sich bei ihren Versuchen, die für sie unausweichliche Begegnung mit dem Problem der Ausbildung interkultureller Kompetenz einem weiteren Kreis von Sozialwissenschaftlern bekannt und zugänglich zu machen, nicht selten mit dem Verweis darauf konfrontiert, daß ihre Disziplinen ja eben für die Bearbeitung dieses Problems als eines *speziellen* bestimmt seien – womit sich indirekt bestätigt, was hier zur Bindung sozialwissenschaftlichen Denkens und Tuns an europäische Kulturmuster gesagt wurde. Zu den unübersehbaren Indikatoren für die Widerständigkeit der Sozialwissenschaften gegenüber der Anforderung, Kompetenzen für Interkulturalität in sich selber auszubilden, statt nur über sie zu reden, gehört auch, daß nur sehr wenig in ihnen rezipiert wird von dem, was anderswo, in Asien und Afrika insbesondere, an Auseinandersetzung mit der Übertragbarkeit ›westlicher‹ Sozialwissenschaften, ihrer Theorien, Begriffe und Methoden, betrieben wird.

Wenn eingangs von der frühen ›Globalisierung‹ der (europäischen) Wissenschaften, hier vor allem der Sozialwissenschaften, gesprochen wurde, ist dieser Gedanke nun noch einmal aufzugreifen. Denn Auseinandersetzungen mit deren Übertragbarkeit auf außereuropäische Verhältnisse sind auch dort nicht allzu häufig – und wenn sie betrieben werden, geraten sie oft zu einem Bemühen um etwas ›ganz anderes‹, um eine *autochthone* Sozialwissenschaft, für je *eine*, die *eigene* ›Gesellschaft‹ oder Kultur. Gerade dies gießt epistemologisches Wasser auf die Mühlen eines Verständnisses von Sozialwissenschaften, das sich der Universalität seines Denkens und Tuns sicher ist, und es läßt zugleich das Ausmaß der *Macht* sichtbar werden, die dem internationalisierten Betrieb der ›europäisch-westlichen‹ Sozialwissenschaften innewohnt. Vor allem seit sich nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges die nordamerikanische Variante des in der europäischen Überlieferung wurzelnden sozialwissenschaftlichen Denkens mit dem Anspruch auf Modernität

---

17 Hierzu s. insbesondere die posthum herausgegebenen Überlegungen von Karl Mannheim, *Strukturen des Denkens*, Frankfurt a.M. 1980.

und mit den ihr zur Verfügung stehenden organisatorischen und finanziellen Mitteln über die Welt verbreitet hat, ist das sozialwissenschaftliche Denken und Tun einem Vereinheitlichungsdruck ausgesetzt, der alternatives Denken und Tun nur mehr in der Position oppositioneller Randständigkeit zuläßt – eine Position, die sich vom *mainstream* des Wissenschaftsbetriebes leicht beherrschen läßt.

Daß dies ein Phänomen der *Macht* ist, wird auch von vermeintlich ›kritischen‹ Sozialwissenschaftlern kaum gesehen oder, wenn es gesehen wird, nicht eingestanden. Überall auf der Welt sind akademische Bühnen entstanden, auf denen unentwegt die sozialwissenschaftlichen ›Stücke‹ aufgeführt werden, die mit Sinn und Verstand in den europäisch-nordamerikanischen ›Gesellschaften‹ geschrieben werden, und die jeweils ›einheimischen‹ Sozialwissenschaftler kommen kaum darum herum, ihre Rollen in diesen ›Stücken‹ zu spielen, wenn sie denn ein ›Engagement‹ erhalten wollen, im doppelten Verständnis des Wortes ›erhalten‹. Auf solchen Dependence-Bühnen wird das ›Stück‹ von der im Zuge der Modernisierung unausweichlichen Kontraktion von Verwandtschaft zur Kleinfamilie aufgeführt, auch wenn nach wie vor weitgespannte und tiefgestaffelte Verwandtschaftsverhältnisse das gesellschaftliche Leben in den jeweils eigenen ›Gesellschaften‹ bestimmen und zugleich das Bild abgeben, nach dem sich andere soziale Beziehungen formen. Unentwegt wiederholt sich auf diesen Bühnen das ›Stück‹ von der im Zuge der Modernisierung unausweichlichen ›Säkularisierung‹, auch wenn alle in der Christentumsgeschichte dafür angelegten Bedingungen in den jeweils eigenen ›Religionen‹ fehlen und das ›religiöse‹ Leben dort in voller Blüte steht. Der scheinbare internationale Selbstbestätigungseffekt der europäisch-nordamerikanischen Sozialwissenschaften verdankt sich seiner organisatorischen Mächtigkeit, nicht seiner epistemologischen Sensibilität, und schon gar nicht einer in ihm angelegten interkulturellen Kompetenz. Nicht nur metaphorisch, um die Aufmerksamkeit auf eine Problemlage zu lenken, kann dieser internationale Zustand der Sozialwissenschaften als ein *postkolonialer* bezeichnet werden.

Dem entspricht, daß der internationale Betrieb der Sozialwissenschaften nach wie vor von einer tiefen Asymmetrie durchzogen ist. Die Kanäle der innerwissenschaftlichen Kommunikation und der Ausbildung von wissenschaftlichen Karrieren verlaufen immer noch von einer weitgespannten Peripherie in die Zentren, nach Nordamerika und Europa. Unter und zwischen den Dependancen entlang der Peripherie, und seien sie eng benachbart, bleiben sie schmal und dünn bewässert. Anerkennung, Prestige und Handlungsmöglichkeiten im Forschen und Publizieren sind nur über die Hauptkanäle zu sichern. Und wer sich in den Zentren international seine sozialwissenschaftlichen Sporen verdienen will, begibt sich zu seinen ersten Forschungsversuchen in die Dependancen, während man sich von dort in die Zentren

begibt, um zu lernen, was es denn heißt, Sozialwissenschaften zu betreiben. Dieses zentristische System inner-sozialwissenschaftlicher Kommunikation ist in seiner Widerständigkeit gegen die Ausbildung einer *heightened reflexivity* im Blick auf Interkulturalität eher noch gewichtiger als die kulturelle Introvertiertheit des sozialwissenschaftlichen Denkens, das sich immerhin, immer mal wieder, mit der *Argumentation* für eine solche *heightened reflexivity* konfrontiert findet.

## VI

Die in der Überschrift zu diesem Beitrag aufgeworfene Frage, wie es denn um die interkulturelle Kompetenz der Sozialwissenschaften bestellt sei, könnte in einem ersten, unbedarften Anlauf mit dem Hinweis auf ihren Anspruch auf voraussetzungsloses Denken und auf ihre internationale Erstreckung knapp beantwortet werden: *gut*. Nach allen hier angestellten Überlegungen muß die Antwort eher ausfallen: *schlecht*. Nun ist zu hoffen, daß das, was heute gemeinhin als ›Globalisierung‹ charakterisiert wird und hinter dessen Beschwörung sich der mangelhafte Zustand der interkulturellen Kompetenz in den Sozialwissenschaften so gut verbergen läßt, sich als dem heute vorherrschenden sozialwissenschaftlichen Selbstverständnis überlegen erweist – es einholt, überholt und schließlich auf der Strecke bleiben läßt. Es wäre nicht das erste Mal, daß gesellschaftliche und kulturelle Vorgänge das hinter sich lassen, was ihre wissenschaftliche Analyse zunächst über sie sagte. Wenn heute im Diskurs um ›Globalisierung‹ in einer, wie man wohl sagen muß, eher verlegen anmutenden Wendung auch von einer die ›Globalisierung‹ begleitenden ›Regionalisierung‹ die Rede ist, dann könnte daran auch die Hoffnung geknüpft werden, daß sich allmählich aus der zentristischen Struktur des sozialwissenschaftlichen Denkens und Tuns eine föderative entwickelt, in der das Gebot der interkulturellen Reziprozität in Begriffs- und Theoriebildung ebenso wie in der Praxis der Forschung in Kraft treten kann. Dann wäre der Grund gelegt, in dem interkulturelle Kompetenz in den Sozialwissenschaften verankert werden kann. Vorerst aber, so ist zu befürchten, wird man weiter nur über sie reden.



**David A. Gerber**

## **Theories and Lives**

### **Transnationalism and the Conceptualization of International Migrations to the United States**

#### **Assimilationism, Culturalism and the Challenge of Transnationalism**

The reigning conceptual models, both past and present, that have sought to explain the lives and identities of international migrants to the United States seem to be particularly inadequate guides for addressing the complexity of individual and group experiences revealed by empirical investigation. Throughout most of the twentieth century, for example, there existed a significant tension in American social science and historiography at the heart of conceptions of the experience of European international migrants to the United States. Both of the competing dominant models, assimilationism and cultural pluralism, claimed to have exclusive power to reveal and to understand patterns formed by international migrants. While neither of them, in fact, had such power, both of them employed simultaneously, qualifying each other and compensating for the other's inadequacies, did have much to say that was valuable.

The same may be said today of a newly emergent conceptual model, transnationalism, which claims to have exclusive explanatory power to understand contemporary international migrants, but, in fact, lacks such power and needs similar qualification by other models. Indeed, assimilationism and cultural pluralism, which the transnationalists allege to be largely irrelevant to their project, have much to offer in thinking about the lives of today's migrants. The older conceptual models themselves may also profit from opening a dialogue with transnationalism, which may suggest ways to look at aspects of migrants' lives that have too long been neglected.

In this essay I will briefly examine past theory, before going on to discuss transnationalism at length. I will explain the limitations of transnationalism for studying the present, but also critically appraise the belief of transnational theorists that just as, in their belief, past conceptual models are relevant only to the conditions of historical international migrations, trans-

nationalism is theory specifically constructed to explain the unique circumstances of contemporary migrations. I argue that transnationalism is, in fact, quite relevant to understanding historical international migration, and has much to offer those who study the nineteenth and early twentieth centuries. To make this case, I set a most common artifact of the historical international migrants, personal correspondence between them and family and kin in their homelands (and, in relation to it, the use of international postal exchange systems by migrants), within the context of transnational theory. I then suggest how that theoretical framework, extended conceptually through the use of Anthony Giddens' understanding of the role of *distanciation* and *disembeddedness* in modernity, can be employed to illuminate significant features of the lives of nineteenth and early twentieth century international migrants to the United States.

Assimilation theory, which descends out of early twentieth century Chicago School Sociology and has had such latter day exponents as Milton Gordon, Herbert Gans, Richard Alba, and Ewa Morawska, has advanced the conception of a largely unilinear, multigenerational process that leads inexorably, though unevenly, toward integration and acculturation. Reflecting early twentieth century anxieties about a perceived collapse of cultural homogeneity and civic unity amidst mass immigration, assimilation theory provided native-born Americans with the proof they seemed emotionally and ideologically to require that Anglo-American hegemony would prevail in a nation that in their minds was overcome by the presence of exotic eastern and southern European newcomers. Whatever its suspect, nativistic political origins, however, in its increasingly complex and subtle reformulations assimilation theory has come to provide a framework for describing significant aspects of the lives of turn of the century immigrants, their children and their grandchildren over the course of the twentieth century.<sup>1</sup>

In contrast, we have cultural pluralism, which has constituted a counterpoint to assimilation theory since the era of the latter's emergence. While not well-formulated as theory at its origins, cultural pluralism was articulately advanced initially by public intellectuals such as Randolph Bourne and

---

1 William I. Thomas/Florian Znaniecki, *The Polish Peasant in Europe and America*, 2 vols., 2nd ed. New York 1927; Louis Wirth, *The Ghetto*, Chicago 1928; Robert Ezra Park, *Race and Culture*, Glencoe, Ill. 1950; Milton M. Gordon, *Assimilation in American Life: The Role of Race, Religion and National Origins*, New York 1964; Herbert Gans, *The Urban Villages: Group and Class in the Life of Italian-Americans*, New York 1962; idem, *Symbolic Ethnicity: The Future of Ethnic Groups and Cultures in America*, in: *Ethnic and Racial Studies*, 2, 1979, January, pp. 1–20; Ewa Morawska, *In Defense of the Assimilation Model*, in: *Journal of American Ethnic History*, 13, 1994, Winter, pp. 76–87; Richard D. Alba, *How Relevant ist Assimilation?*, in: *IMIS-Beiträge*, 1996, no. 4, pp. 41–71.

Horace Kallen and social workers such as Jane Addams. They had an aversion to a cultural homogeneity based particularly on bourgeois, white Anglo-Saxon Protestant practices, and wished through legitimizing cultural diversity to extend democracy into nonpolitical realms of daily life. They also feared the effects on immigrants, and particularly their children, of the alienation that might accompany a loss of traditional cultural moorings. Thus, cultural pluralism was a program for social reform and a cultural aesthetic before it was an analytical framework for interpreting the pattern of immigrant lives and ethnic group formations. But it emerged eventually as an effective interpretive schema for understanding the durability of ethnic identities and recurring group formations and reformations for which assimilation theory did not seem logically able to account. It was given a significant boost in American historiography by the New Social History of the late twentieth century which sought to provide a ›bottom-up‹ and counterhegemonic framework for understanding ordinary Americans. Its influences are now seen in the ongoing interest in the protean nature of the European ethnic group over historical time that was inspired by the views of Werner Sollors, Benedict Anderson, and Eric Hobsbawn on the *invention* of ethnicity and nationalism.<sup>2</sup>

The least that might be said of the tension between these two interpretive frameworks is that while neither of them by itself is large enough to account for the complexity of American social and cultural diversity and of the lives led within its various structural and discursive frameworks, both of them simultaneously have had much to offer for the understanding of migration to and ethnicities within the United States in the nineteenth and twentieth centuries. Assimilation has occurred, and so, too, has the continued reformulation of the ethnic groups and ethnic identities of those who have increasingly adopted common American behaviors and values over the course of generations. Narratives of difference, tying individuals, families, and groups to Old World origins and places, evermore distant in time, continue to pervade the self-understandings of millions of Americans of European origin, who speak in a common language and in a common grammar of

---

2 Randolph S. Bourne, *Trans-National America*, in: *Atlantic Monthly*, 118. 1916, July, pp. 86–97; Jane Addams, *Twenty Years at Hull House*, New York 1910; Horace M. Kallen, *Culture and Democracy in the United States*, New York 1925; Werner Sollors (ed.), *The Invention of Ethnicity*, New York 1989; Kathleen N. Conzen et al., *The Invention of Ethnicity: A Perspective from the U.S.A.*, in: *Journal of American Ethnic History*, 12. 1992, Fall, pp. 3–41; Benedict Anderson, *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, London 1983; Eric J. Hobsbawn, *Nations and Nationalism*, London 1983; idem, *Nations and Nationalism since 1780: Programme, Myth, Reality*, Cambridge 1990.

identity and genealogy about being different from one another at some core, existential place.<sup>3</sup>

If neither assimilation theory nor cultural pluralism alone has been adequate to understand the course of European-American diversity, there has seemed even less expectation among contemporary migration researchers that these same frameworks could have the explanatory power to deal with the patterns generated by the contemporary mass wave of international migration, the third in American history. The contemporary international migrants are principally from Asia, the islands of the Caribbean, Mexico, and South and Central America, and they have been dramatically changing the demographic composition and cultural face of American life in the last quarter century. The seeming irrelevance of past theory for understanding these recent arrivees is a point made insistently by many of the sociologists and anthropologists who have been studying them, and who seek to advance greatly different approaches to the study of contemporary international migrations. It is as if peoples so different in cultural and racial terms from the Europeans who came to North American shores in earlier migrations required completely different theory. But, of course, there is more to it than just the novelty of the people involved, some of whom, like the Chinese or the Mexicans, are really not new to the United States at all.

Among these new theorists are the sociologists Alejandro Portes, Michael Peter Smith, Luis Eduardo Guarnizo, and the anthropologists Linda Basch, Nina Glick Schiller, and Cristina Szanton Blanc. While these anthropologists have been especially insistent about the irrelevance of past theory for present migrations, all of these analysts are united in the contention that the bounded categories of both assimilation theory and cultural pluralist theory ultimately presume, to one extent or another, tightly drawn national boundaries, exclusive citizenship, social integration, and unilinear cultural change. These, they say, may account for European migrants of the nineteenth and early twentieth centuries, but cannot be used to conceive of the patterns of thought and action among contemporary migrants, whose patterns of movement, settlement, and identification are said to be greatly at odds with those of the Europeans of the past. Advanced instead are *transnational* conceptions of migration. The transnationalists contend that we can no longer presume stable national and state contexts for migration and migrant lives of the sort long assumed by assimilation and cultural pluralist conceptions, which – whatever their differences – took for granted that the migrants and the generations succeeding them were *immigrants*, and thus, by definition, in the host country to stay. New patterns of migrations and migrants

---

3 Mary Waters, *Ethnic Options: Choosing Identities in America*, Berkeley 1990; Richard D. Alba, *Ethnic Identity: The Transformation of White America*, New Haven 1990.

lives, the new theorists contend, have advanced out of the new national and international realities of the late twentieth century.<sup>4</sup>

The foundations of their argument are easily summarized. The ease of contemporary travel and communication permit keeping in intimate contact with and frequently returning to homelands. The insecurities of contemporary job markets in the burgeoning low wage service sector of the developed economies, the permeability of international borders, and the weakening of state sovereignty make rootedness in the land of resettlement difficult and unattractive, and make return migration, even if temporary, necessary. Governments encourage these patterns of movement: developing economies need the remittances sent home by migrants from the host societies and the skills, work experience, and money that the remigrating migrant brings home; and developed economies have an insatiable need for cheap labor that leads to the acceptance of high in-migration rates, even though they are often culturally unsettling, politically unpopular, and socially destabilizing.

Thus, we are told, international migrants came increasingly in the late twentieth century to live and to think in multinational and transnational patterns that are neither here nor there, neither in homelands or hostlands, but in both simultaneously. They are involved in constant travel and communication across borders. They come to live comfortably in both the homeland and the hostland, though in neither of them permanently. They create around them transnational social fields, a powerful analytical concept that describes not merely supporting networks of family and friends long recognized by migration researchers, but these networks and, linked to them, all of the public and private organizations, agencies, businesses, and other sorts of activities that provide contexts for transnational patterns of life. These include, but are not limited to, hometown associations, homeland governments which encourage dual citizenship, and the travel and shipping agencies that facilitate the passage of people and goods back and forth between the migrant's sites of engagement.

For the contemporary international migrant, these transnational social fields are said to be at once sites for individuals and families for the creation of strategies that exert greater control of ordinary lives amidst the vicissi-

---

4 Central works in the transnational framework are: Nina Glick Schiller/Linda Basch/Cristina Szanton Blanc (eds.), *Towards a Transnational Perspective on Migration: Race, Class, Ethnicity, and Nationalism Reconsidered* (Annals of the New York Academy of Science, vol. 645), New York 1992; idem (eds.), *Nations Unbound: Transnational Projects, Postcolonial Predicaments and Deterritorialized Nation-States*, Amsterdam 1994; Michael Peter Smith/Luis E. Guarnizo (eds.), *Transnationalism from Below*, New Brunswick, NJ 1998; Alejandro Portes/Luis E. Guarnizo/Patricia Landolt (eds.), *Transnational Communities* (Ethnic and Racial Studies, Special Issue, 22. 1999, March); Robin Cohen, *Global Diasporas: An Introduction*, Seattle 1997.

tudes of globalizing capitalism, and for the formation of identities that resist both the exclusive claims of nation-states and the cultural debasement of proletarianization and racialization. They are also sites for the formation of enterprises, large and small alike, which are dependent on the ease with which capital may be transferred among contemporary nation-states. The celebratory tone that pervades some transnationalist writing is mostly a consequence of finding in the behaviors of daily life, among ordinary migrants, commonplace resistances to various types of structural and discursive oppression and exploitation.<sup>5</sup>

Certainly the tensions in the old assimilationist and cultural pluralist frameworks do appear evident, at least on the surface, when we observe all of the manifestations of transnationalism among many contemporary migrants. Neither assimilationism nor cultural pluralism sought to place homeland-oriented actions and consciousness at the center of the migrant's concerns, let alone systematically explore linkages between homeland and host society in the form of transnational social fields, the relevance of which we shall explore later contemplating new ways to interpret the meanings of the experiences of those earlier, European migrations.

At the same time, however, just as assimilationist and cultural pluralist conceptualizations, by themselves, have proven inadequate to account for the complex patterns generated by past European migrations, transnationalism's explanatory power to deal with the present international migrations also has limitations. That is not the only problem transnational theory faces, however, for surprisingly enough, its proponents' claim that it is theory geared to the assumedly singular circumstances of contemporary global capitalism, communications, and transportation cannot be sustained either. Those claims are based on a poor grasp of the history of nineteenth and early twentieth century international migrations, which contained many transnational elements

---

5 Glick-Schiller/Basch/Szanton Blanc, *Towards a Definition of Transnationalism: Introductory Remarks and Research Questions*, in: idem (eds.), *Towards a Transnational Perspective on Migration*, pp. ix-xiv; idem, *Transnationalism: A New Analytic Framework for Understanding Migration*, in: *ibid.*, pp. 1-24; Basch/Glick Schiller/Szanton Blanc, *Transnational Projects: A New Perspective*, in: idem (eds.), *Nations Unbound*, pp. 1-20; idem, *Theoretical Premises*, in: *ibid.*, pp. 21-48; Smith/Guarnizo, *The Locations of Transnationalism*, in: idem (eds.), *Transnationalism from Below*, pp. 3-34; Sarah J. Mahler, *Theoretical and Empirical Contributions Toward a Research Agenda for Transnationalism*, in: *ibid.*, pp. 63-102; Alejandro Portes/Luis E. Guarnizo/Patricia Landolt, *Introduction: Pitfalls and Promise of an Emergent Research Field*, in: *Ethnic and Racial Studies*, 22, 1999, March, pp. 217-237; Steven Vertovec, *Conceiving and Researching Transnationalism*, in: *ibid.*, pp. 447-462; Alejandro Portes, *Conclusion: Towards a New World - The Origins and Effects of Transnational Activities*, in: *ibid.*, pp. 463-477; idem, *Immigration Theory for a New Century: Some Problems and Opportunities*, in: *International Migration Review*, 31, 1997, Winter, pp. 799-825.

that are usually dealt with only superficially in contemporary transnationalist works. As we shall also eventually see, significant aspects of past transnationalism are poorly conceptualized in the historical literature, so the problem is deeper than the neglect of the past by current theorists.

Under any circumstance, in failing to grasp aspects of the history of distant migrations relevant to their project, the transnationalists have missed the opportunity to see the continuities over long historical time of the unfolding of mobility and opportunity across the world stage prompted by globalizing capitalism in the nineteenth and early twentieth centuries. In that context, moreover, they have failed to assert their influence over immigration historiography.

I shall deal with the critique of transnationalism for understanding the present only briefly, because the work in which it appears is quite accessible to the contemporary reader. In contrast, the failure of transnationalism to reach back into time and establish its theoretical relevance requires greater exposition, for it has not been adequately addressed in existing literature, either in history or in the social sciences. To that extent, these literatures share the burden with contemporary theorists for the failure to enrich our historical understanding. We might put the matter more positively, however: transnationalism has considerable potential to deepen our understanding of the lives of international migrants in the historical past, and toward that end we need to investigate this potential and outline a framework for its development.

As a framework for understanding today's migrants to the United States, transnationalism cannot explain the extent, we are increasingly becoming aware, of the continuing relevance of bounded categories and host society realities for understanding the lives of international migrant. To the extent, therefore, that *migration* continues to take on the dimensions of *immigration*, the prospect is raised that assimilation and cultural pluralism may have to reenter the debate, even now that their own inadequacies are widely understood. What are these elements of contemporary international migrants' experience that appear to delimit transnationalism's relevance? Transnational travel via jet aircraft and electronic communications are both expensive, and often most available to an affluent minority. The poor, in contrast, continue to remain rooted of necessity where they work, and to communicate by letter and through personal couriers, such as friends, who are returning to their homelands, as well as occasionally by telephone. That contemporary international migrants, therefore, tend like their predecessors of previous migrations to have to make lives for themselves in the receiving society, until they are faced with, or can create, other options such as remigration to their homelands, suggests the emotion-laden difficulties of long-term separation they face.

In the transnational literature these difficulties are lost in the celebratory discussions of the migrant as a strategizing, calculating cosmopolitan, who is waging a campaign against hegemonic forces that seek discursive or material control over the vast and exploitable labor pool in the developing countries. In fact, if we employ strict, if conventional, understandings of politics that insist that political acts are ones that are consciously directed at achieving formal, institutional, public power, much of what transnationalists take to be *resistance* is instead accommodation to possessing very narrow options. Contemporary international migrants are seldom engaged in conscious, active political resistance, but instead seek a small niche based on narrow opportunities within contemporary international capitalist labor and commercial markets. To the extent, moreover, that contemporary international migrants are more rooted than not in host societies, the claim that they develop transnational identities that defy oppressive categorizations based on traditional national, racial, and class markers is difficult to sustain. But their rootedness in a situation in which the more affluent sectors of the migrants out of their homelands are transnational suggests the problems of community-building the migrants face. Those with the resources to contribute to ethnic group formation in the localities of resettlement in the United States are not focused on using them to that end.

Whether the transnational activities of this more affluent and relatively privileged group will be sustained into the second generation, however, is not clear. Ultimately, when faced with the choice, the children of these contemporary migrants may well opt to make lives for themselves in the United States, where their opportunities and personal freedoms are greater than in Pakistani or Mexican villages, and to reject binational activities and consciousness for more conventional and bounded conceptions of identity and for personal continuity.<sup>6</sup>

Such criticisms do not begin to address the larger economic, political, and social contexts that provide the outer boundaries within which migration decisions are possible, but we may briefly address these, too. Crisis in the international economy that depress labor markets as well as the rise of anti-

---

6 Portes, *Immigration Theory for a New Century*, p. 814; Silvio Torres-Saillant, *Nothing to Celebrate*, in: *Culturefront*, 8, 1999, pp. 41–44; Richard D. Alba/Victor Nee, *Rethinking Assimilation Theory for a New Era of Immigration*, in: *International Migration Review*, 31, 1997, Winter, pp. 826f., 849–862; Delmos Jones, *Which Migrants: Temporary or Permanent?*, in: Glick Schiller/Basch/Szanton Blanc (eds.), *Towards a Transnational Perspective on Migration*, pp. 218f., 223; Gerald Sider, *The Contradictions of Transnational Migration: A Discussion*, in: *ibid.*, p. 232, 238. The complexity of the lives of the second generation of today's international migrants is suggested in the special issue of *International Migration Review*, 28, 1994, Winter; Portes, *Conclusion – Towards a New World*, pp. 470–472, summarizes aspects of this analysis articulately.

immigration nativist movements in host societies that seek to bar the gates to migrants might well combine to foreclose the international migrants access to work, residence, and security in the United States and other developed societies. Former Nixon aide, Patrick Buchanan has made a political career, though not by any means a very successful one, for a decade in trying to create a national nativist movement similar to the ones created in Europe by such right-wing politicians as Jörg Haider and Jean-Marie Le Pen. To appreciate the latter possibility, however, it is necessary first to understand that the nation-state, with all of its vast powers, is hardly in its death throes, as some contemporary theorists in a variety of disciplines would have us believe. National sovereignty and physical boundaries continue to matter – much more so, in fact, when it comes to people, especially as bearers of different habits, languages, and cultures, than to capital, which migrates much more freely. Any successful effort in the United States at barring the gates to international migration would have the effect of placing today's recent arrivees in the same position that their predecessors from Europe were in after the 1920s quota laws were enacted: without the reinforcement of cultural and identificational difference by new migrants from the homeland, such restrictions on immigration may speed the integration of them and their descendents who remain in the United States into American society.<sup>7</sup>

## Transnationalism and the History of Nineteenth and Twentieth-Century Migration

Now let us turn to the less developed of the two sets of critical perspectives on transnationalism. The claim of the transnationalists that the multinational and multifocal phenomena they observe are unique to contemporary migrants, it turns out, fails to come to terms with the existence of transnational dimensions among the European migrants of the nineteenth and early twentieth centuries. In fact, even while the transnationalists need to modify their

---

7 V. Stolcke, who believes that the global economy has actually vitalized the border surveillance functions of states, has observed, »while capital and commodities nowadays know no national frontiers, the movement of people is quite another matter«; quoted in: Ninna Nyberg Sørensen, *Narrating Identity across Dominican Worlds*, in: Smith/Guarnizo (eds.), *Transnationalism from Below*, p. 252. The point is substantiated for the American context in Erika Lee, *Immigrants and Immigration Law: A State of the Field Assessment*, in: *Journal of American Ethnic History*, 18. 1999, Summer, pp. 104f. The deconstruction of the nation-state is a discourse of contemporary Western intellectuals that does not seem related to the weakening of national sovereignty so much as the desire for a global culture and a global standard of human rights. See Masao Miyoshi, *A Borderless World? From Colonialism to Transnationalism and the Decline of the Nation-State*, in: *Critical Inquiry*, 19. 1993, Summer, pp. 726–751.

exclusive claims to explain present patterns, they are missing the opportunity to understand the relevance of their model to international migrants of the past. To be sure, these theorists often acknowledge the obvious examples of historical transnational behavior, for they cannot evade acknowledging them, because these phenomena have been written about so extensively. But this is largely a sort of lip-service that substitutes mere mention of historical phenomena for serious engagement with understanding their significance. Among these obvious and occasionally acknowledged examples of past transnationalism, for example, are European immigrant political engagement with homeland politics, including participation in national liberation movements, of the sort that is so well-documented in the histories of the Czechs, Germans, Greeks, Irish, Italians, Jews, Poles, South Slavs, and many other European peoples. They participated in movements from the United States that were dedicated to influencing homeland politics and showing support for both governments and insurgent movements alike.<sup>8</sup>

Also acknowledged summarily, and just as widely analyzed and well-understood by historians, at least since the time of Frank Thistlethwaite's influential 1961 essay, is the phenomenon of transnational labor migration, which saw nineteenth and early twentieth-century Europeans migrating in repetitive seasonal patterns to North America, and eventually South America, too, to work in both agriculture and industry, and then remigrating back to Europe. This pattern of migration was facilitated by the coming of fast and cheap steamship transport across the Atlantic in the later nineteenth century, but in fact was not unheard of in the age of sailing ships earlier in the nineteenth century. Though the trip took longer by sailing craft and was relatively expensive, it was increasingly predictably scheduled and reliable, within the limitations created by the vicissitudes of the weather.

In the age of sail and steam alike, there were significant numbers of European migrants who, no matter how long they stayed in the United

---

8 Among many titles see Theodore Salutos, *Greeks in the United States*, Cambridge 1964; Louis L. Gerson, *The Hyphenate in Recent American Politics and Diplomacy*, Lawrence, Kans. 1964; Thomas N. Brown, *Irish-American Nationalism, 1870–1890*, Philadelphia 1966; George J. Prpic, *The Croatian Immigrants in America*, New York 1971; John P. Diggins, *Mussolini and Fascism: The View from America*, Princeton 1972; Sander Diamond, *The Nazi Movement in the United States*, Ithaca 1974; Frederick D. Luebke, *Bonds of Loyalty: German-Americans and World War I*, DeKalb, Ill. 1974; Melvin Urofsky, *American Zionism from Herzl to the Holocaust*, Garden City 1975; idem, *We Are One! American Jewry and Israel*, Garden City 1978; Donald Pienkos, *For Your Freedom through Ours: Polish-American Efforts on Poland's Behalf, 1863–1991*, Boulder, CA 1991; Matthew Frye Jacobson, *Special Sorrows: The Diasporic Imagination of Irish, Polish, and Jewish Immigrants in the United States*, Cambridge 1995; Philip V. Cannistraro, *Blackshirts in Little Italy: Italian Americans and Fascism, 1921–1929*, West Lafayette, IN 1999.

States, never had the intention to spend their entire lives here, but rather to go home with their savings and live as much as possible like the gentry (or at least as they imagined the gentry to live), or simply to become rich peasants.

Such ambitions account for the fact that in the mid-twentieth century the Social Security Administration monthly sent thousands of checks out of the American federal retirement system to villages in Greece, Ireland, Italy, and Communist Poland, among other places. It is true that those with these goals are best thought of not as transmigrants, but as return migrants, but often the realization of such goals and the related desire to maintain homeland ties led to the creation of especially broad and well developed transnational social fields, involving both the maintenance of personal relations and the ongoing transfer of resources.<sup>9</sup>

But the accumulation of such occasionally acknowledged, but undigested examples of past European migrant transnationalism points to nothing more than the neglect of a great deal of accessible written history. There is considerable precedent for that in the social sciences, where engagement with historiography is often, at best, eclectic and, at worse, opportunistic. Historians are not without culpability here, for while they have described these types of transnational activity in great detail, they have generally failed to conceptualize them as part of the sort of larger phenomenon, the transnational social field, that contemporary theorists are productively engaged in understanding. Neither party is in a good position to suggest why such neglect is meaningful in analytical and interpretive ways for the understanding of international migration. Yet it is obvious that an understanding that past and present international migrations and the lives of the migrants within them have certain basic qualities in common suggests a not insignificant point: the larger patterns of labor and capital exchanges between continents through which modern capitalism has been structuring the world are relatively the same across the broad sweep of the nineteenth and twentieth centuries, in spite of differences in technologies and the scope and scale of economic operations across time.

---

9 A major synthesis of the work on past transnational and return migrations is Mark Wyman, *Round-Trip to America: The Immigrants Return to Europe, 1880-1930*, Ithaca 1993. See also the original and highly influential statement of the problem: Frank Thistlethwaite, *Migration from Europe Overseas in the Nineteenth and Twentieth Centuries*, XIe Congrès International des Sciences Historiques, Rapports, Uppsala 1960, pp. 5, 32-60; and later works on individual national groups: Wilbur S. Shepperson, *Emigration and Disenchantment: Portraits of Englishmen Repatriated from the United States*, Norman 1965; Theodore Salutes, *They Remember America: The Story of Repatriated Greek-Americans*, Berkeley 1956; Dino Cinel, *The National Integration of Italian Return Migration, 1870-1929*, Cambridge 1991; Keijo Virtanen, *Settlement or Return: Finnish Emigrants (1860-1930) in the International Overseas Return Migration Movement*, Turku 1979.

Rereading Marx and Engels' vivid description in 1848 in the *Communist Manifesto* of the opening of the world to interlocking processes of production, as early nineteenth-century industrial capitalism expanded out of its European birthplaces, may be one place to regain perspective on the need for a common conceptual ground for understanding international migrations across the last two centuries. Marx and Engels clearly saw that the European bourgeoisie was impelled toward remaking the entire world by the logic of capitalism, and they understood that this need be done at the expense of traditional conceptions of national sovereignty and the comfortable isolation of local communities, and in opposition to many of the peoples affected. The achievement of the nineteenth-century bourgeoisie in knitting together the globe was, in fact, immense.<sup>10</sup>

As Nicholas Kristof wrote at the approach of the new millennium, »perhaps the greatest myth about globalization is that it is new«. The nineteenth century, Kristof rightly contends, was much more open to the migrations of labor and capital and to free trade than was most of the twentieth century. Hence, the nineteenth century qualifies as the place where we might logically seek the origins of the contemporary world economy and the patterns of labor migration taking form within it. Building on the extensive world trade that developed in the centuries of the voyages of European exploration, the nineteenth century saw unprecedented labor mobility facilitated by both the routinization of long distance transportation and communication and the refusal of states to systematize passport and visa controls. It saw dramatic increases in capital movement, as a percentage of economic output, as groups of European investors began investing heavily in the United States, Canada, New Zealand, Australia, South Africa, and elsewhere.

Indeed, this measure, the ratio of capital movement to output, was actually greater in the nineteenth century than it is in the early twenty-first, though capital now rushes around the globe with astonishing facility. The retreat from globalization came first with World War I and then hardened during the Great Depression; and was strongly reinforced by such political economies as protectionism and Keynesianism. This retreat only began to be reversed and then very gradually, if ever more powerfully, in the decades after World War II.<sup>11</sup> The period of this early globalization, the so-called

---

10 Karl Marx/Frederick Engels, *The Communist Manifesto: A Modern Edition*, London 1998, pp. 39f.

11 Nicholas D. Kristof, *At This Rate, We'll Be Global in Another Hundred Years*, in: *New York Times*, May 23, 1999, section 4, 5. Among the many works that substantiate this most significant point, see, for example, Kevin H. O'Rourke/Jeffrey G. Williamson, *Globalization and History: The Evolution of a Nineteenth Century Atlantic Economy*, Cambridge, Mass. 1999; Kenneth Pomeranz/Steven Topik, *The World That Trade Created: Society, Culture, and the World Economy, 1400 to the Present*, London 1999; Tom Standage, *The Victorian Internet: The Remarkable Story of the Tele-*

›long nineteenth century‹, from the end of the Napoleonic Wars to World War I, coincides with the great age of European migration to the United States, and it is within this framework of economic globalization that we might begin profitably to examine the flows of people that make some of transnationalism's insights relevant to the international migrations of the more distant past.

While aspects of earlier transnationalism have been documented, as I have said, they have been inadequately conceptualized. They have been treated in isolation from one another, or their larger significance beyond individual patterns of thought and action often have been unappreciated, or they have been decontextualized to the extent that the international stage on which they have occurred has been taken for granted rather than analyzed.<sup>12</sup> In this respect, the transnationalists are right in pointing to the inadequacy of the bounded concepts of past immigration theory for understanding international migrations. Concepts that have assumed the settledness in the host society of the migrant have never been large enough to encompass the totality of international migrant's experience, even when that experience ultimately did involve, as it did for many millions, remaining in the United States and building the foundations of a long-term future within it for future generations. Even these immigrants were involved in the creation of transnational social fields, and the nature of these fields and the circumstances and methods of their creation have been inadequately dealt with in the historiography of immigration.

---

graph and the Nineteenth Century's On-Line Pioneers, New York 1998; William Greider, *One World, Ready or Not: The Manic Logic of Global Capitalism*, New York 1997.

- 12 Until recently, transnational perspectives on American history, and American historians' practice of history more generally, were largely nonexistent outside such predictable fields as foreign relations history and military history. In the past decade, that neglect has begun noticeably to erode, though the new transnationalism has been as much about historians' professional practices and discourses as about aspects of the past. See Ian Tyrell, *American Exceptionalism in an Age of International History*, in: *American Historical Review*, 96. 1991, October, pp. 1031–1055; Ian Tyrell, *Making Nations/Making States: American Historians in the Context of Empire*, in: *Journal of American History*, 86. 1999, no. 3, special issue: *The Nation and Beyond*. Within the latter, special issue, two articles of note that are representative of both types of transnational understanding and are relevant to varying degrees to this essay are: Donna R. Gabaccia, *Is Everywhere Nowhere? Nomads, Nations, and the Immigrant Paradigm of United States History*, pp. 1115–1134 (on Italian immigration), and Nancy Green, *Le Melting Pot: Made in America, Produced in France*, pp. 1188–1208.

## Immigration and the Creation of Transnational Fields

To demonstrate this, I intend here not to dwell on what we already know from the existing literature (for example, such matters as labor migrations and remigrations and transnational political activity) about the transnationalism of nineteenth and early twentieth century, European international migrants. Instead I shall attempt to recast very familiar aspects of the history of those migrants into transnational terms that have never been employed to understand them. The phenomenon I have in mind is personal correspondence, the ordinary exchange of letters, and the acts of reading and writing associated with this exchange, between migrants and the families they left behind in their homelands.

Letters were the principal means by which international migrants communicated in the past, and they remain today for many migrants, even in the age of the telephone, fax, videophone, and e-mail, the means by which they continue to communicate with their homelands. In all likelihood, the letters of international migrants constitute the largest single archive of the personal writings of ordinary people that historians possess. But, for a number of related reasons, which I have spelled out in an earlier essay, they have been an under-utilized source.<sup>13</sup> They certainly have been used here and there to document individual generalizations derived from other types of sources. In addition, we have a significant number of collections, some of which are quite distinguished works in their own right, that bring series of these letters together and seek to contextualize them in a variety of ways.

But historians have not been able to conceptualize these writings as texts, nor to gauge an enlarged range of meanings of the mutual creations of letters for understanding the lives of international migrants. There is no longer an excuse for neglecting the analytical potential of this immense body of writings. We now valorize the lives and the writings of ordinary people, and we do not dismissively or condescendingly bemoan the poor expression and seemingly trivial subject-matter that appear in these writings. Nor may we claim that such writings are impermeable, for even when we know relatively little about letter-writers other than their letters, we now have a variety of conceptual approaches useful in decoding all manner of texts. Post-behaviorist psychology, discourse theory, feminist theory, narratology, and the new cultural history, all provide us with the tools to open up the analysis of such texts, for they suggest methodologies that explore the nature of self, self in its dialogical relation to other, and self and other as mediated by culture, and they see narrative as the center of the psychological processes of

---

13 David A. Gerber, *The Immigrant Letter between Positivism and Populism: The Uses of Immigrant Personal Correspondence in Twentieth-Century American Scholarship*, in: *Journal of American Ethnic History*, 16. 1997, Summer, pp. 3-34.

personal identity. Methodologies for enhancing the understanding of reading, the other and even less explored process of correspondence, also may be developed through the same literatures.<sup>14</sup> At the same time, conceptions of modernity associated with such contemporary theorists as Anthony Giddens may help us to understand the role of the processes of correspondence, not only of reading and writing, but also of getting and sending letters across vast space, in sealing upon ordinary people some of the mental habits of functioning within global modernity.<sup>15</sup> We are, in fact, presented with the possibility that it was not America per se that sealed these habits on international migrants, for once in America many sought to live as much as possible as they had aspired to live in Europe, using new opportunities to realize old ambitions. Instead, it may have been the processes they had to master in order to create their transnational social fields that helped acquaint them with modernity.

We may begin by thinking of the letter, this commonest of immigrant cultural phenomenon, as a space mutually crafted by correspondents, who are both readers and writers simultaneously. Personal correspondence, by its nature, breaks down conventional boundaries of place and in a sense cheats time, for it creates its own chronology of sending and receiving by which an epistolary relationship is charted and, through narration, it places the past in the present and future. The letter then is a type of early transnational social field that lifted people out of conventional time-space and rendered the national borders that separated them insignificant, at least in so far as the letter rendered physical borders powerless to create impediments for maintaining relationships. Letters simultaneously created their own webs of meaning and relation. Often over the course of many years, through letters and within this mutually crafted transnational social field, immigrants and homeland recipients, mostly nuclear family but also related kin and friends, reformulated re-

- 
- 14 Among the many texts from other fields of inquiry that may, directly and indirectly, provide perspectives on decoding personal letters, see, from literary studies, for example: Janet Gurkin Altman, *Epistolarity: Approaches to a Form*, Columbus, O. 1972; Ruth Perry, *Women, Letters, and the Novel*, New York 1980; William Merrill Decker, *Epistolary Practices: Letter Writing in America before Telecommunication*, Chapel Hill 1998; from post-structural psychology and discourse theory: Jerome Bruner, *Acts of Meaning*, New York 1990; Peter Mülhäusler/Rom Harré, *Pronouns and People*, Oxford 1990; Grand Gillet/Rom Harré, *The Discursive Mind*, Thousand Oaks 1994; Mikhail M. Bakhtin, *The Dialogic Imagination: Four Essays*, ed. Michael Holquist, transl. Caryl Emerson/Michael Holquist, Austin, Tex 1981; Simon Dentith, *Bakhtinian Thought: An Introductory Reader*, London 1995.
- 15 Anthony Giddens, *A Contemporary Critique of Historical Materialism*, vol. I: *Power, Property and the State*, Berkeley 1981; idem, *The Consequences of Modernity*, Cambridge 1990; idem, *Modernity and Self-Identity: Self and Society in the Late Modern Age*, Cambridge 1991.

relationships rendered vulnerable by separation, and placed them on new planes of understanding. A great deal of migrant personal correspondence is, in fact, about renegotiating relationships. Here I have in mind writing by both parties engaged in the epistolary relationship about how often letters would be exchanged, what will and will not be written about, and whether the letter can or cannot be shared with others or read publicly within the community. The letter also was the site for the negotiation of the future of separation itself, for it was in the letter that the often protracted discussion of the long-term future of separation or family reconstitution, on either side of the ocean, itself was discussed. Would the migrant come home or accept permanent resettlement? Would loved ones from the homeland emigrate to be reunited with the migrant? These questions were often discussed over the course of years. Letters to individuals were also ways of keeping in touch with others, whether in the same family or more distant kin or friends, with whom the writer did not share correspondence, and thus indirectly the letter served to renegotiate these relationships as well.<sup>16</sup>

Personal correspondence also had consequences for identities on both sides of the ocean. In enabling the international migrant to continue to roam psychologically in the past, the letter was a site for the development of that consciousness of in-betweenness, fusing, and mixing, or hybridity, that is today celebrated not only by transnational theorists, but by the post-colonial deconstructionists and by Salman Rushdie and other contemporary novelists.<sup>17</sup> Migrant correspondents spoke of being transported out of time and place by the processes of reading and writing letters, and indeed some came to crave that sensation, which provided relief from the disruptive consequences of migration for the sense of continuity on which personal identity depends.

---

16 This dialogical interpretation of immigrant personal correspondence is set out in David A. Gerber, *Epistolary Ethics: Personal Correspondence and the Culture of Emigration in the Nineteenth Century*, in: *Journal of American Ethnic History*, 19, 2000, Summer, pp. 3–23. The analysis offered in that essay is based on research in 110 immigrant letter collections that represent the personal correspondence of British immigrants to the United States (103) and Canada (7). The remarks in the present essay about the characteristics of immigrant letters are based on this research, which will form a book tentatively titled: *Authors of Their Lives: British Immigrant Personal Correspondence from North America in the Nineteenth Century*. Also see David Fitzpatrick, *Emigrant Letters: »I Take Up My Pen to Write These Few Lines«*, in: *History Ireland*, 2, 1994, Winter, pp. 15–19, who suggests the same dialogical perspective.

17 Homi K. Bhabha, *The Location of Culture*, London 1994; Ulf Hannerz, *Transnational Communities*, London 1996; Salman Rushdie, *The Satanic Verses*, New York 1988; idem, *Imaginary Homelands*, London 1991.

An example is Mary Ann Archbald, a Scottish woman who migrated with her husband and four children to rural New York in 1804. Though intending to return to Scotland to buy land after making enough money on their New York farm, the Archbalds eventually, and on Mary Ann's part reluctantly, made their peace with remaining in the United States, where their prospects for security and opportunity for the children seemed much greater than in their homeland. Mary Ann Archbald carried on a thirty-year correspondence with her cousin and best friend, Margaret Wodrow, who remained in Scotland. Archbald adopted various rituals of writing that established a mood that opened her mind to her memories of home and rekindled the warm, physical sensations of friendship. Yet the self-understandings that emerged from these encounters could not merely be the reclaiming of the old pre-migration self, for that self had to be mediated by its post-migration narrative. Consciousness is additive; it accretes layers of meaning and significance, and will not segregate past and present. Archbald wrote at length, therefore, of the preparations she made to create a mood conducive to writing, but, while in this mood, her letters nonetheless spoke mostly of her children and the opportunities and difficulties associated with farming in post-frontier central New York State.<sup>18</sup>

The migrant was probably not alone in being transformed and transported by the writing of letters that crossed boundaries and vast spaces to reach their destinations. While such influences of the migrant letter on communities as stimulating or retarding migration are well-known, we hardly know anything about the impact of letter-reading and letter-writing on the consciousness and identities of those individuals who remained in the homeland, yet simultaneously absorbed through correspondence a more acute sense both of locality and of locality in the context of an increasingly enlarged world. The large majority of archived collections of international migrant personal correspondence are just that – the letters of migrants, which were saved by those in the homeland to whom they were sent. Perhaps, it is the greater residential stability of those in the homeland, or the symbolic value attached to the letters that established a branch of the family in a strange and distant place that accounts for the retention of these artifacts over long historical time, so that they could eventually be archived. The result is that we are tuned in on a one-way conversation, in which only the migrant

---

18 David A. Gerber, *Ethnic Identification and the Project of Individual Identity: What We Can Learn from the Life of Mary Ann Wodrow Archbald (1768–1840) of Little Cumbrae Island, Scotland and Auriesville, New York*, in: *Immigrants and Minorities*, 17, 1998, July, pp. 1–22. The Archbald letters are in the Women's History Archive, Sophia Smith Collection, Smith College, Northampton, Massachusetts, and microfilm copies may be found in the History of Women Microfilm Collection, reel 965.

speaks.<sup>19</sup> We cannot know, therefore, the transformations of the homeland correspondent's consciousness and identity that took place within the site of the letter. At best, homeland correspondents such as Margaret Wodrow form an echo we faintly detect in the voice of the migrant's letter. But certainly we need to inquire about the impact of participation in this transnational social field on those on both sides of the ocean.

These letters were not only about the maintenance and transformation of personal relationships and the formation of complex identities. They were also the space in which a number of practical aspects of this transnational social field were vitalized. One of their most common and significant functions was orchestrating the exchange of resources across space and borders between the parties. Remittances sent from the host society and subsidies sent from the homeland, sometimes went to their recipients through personal couriers, but more often than not small amounts of money or bank drafts were sent along with the letter itself. When money transfers were arranged through banks, forwarding agencies, and freight shippers, as was increasingly common, it was in the letter that instructions were given about the process by which the money could be retrieved by the recipient. The letter also served as the site for arranging for sending goods that might be sold to increase income. This mostly petty transnational commerce did not happen that frequently, but it arose in unexpected places and among quite ordinary people. Irish Quakers from Dublin, the Wright Family settled on the Ohio frontier in 1801. The family correspondence reveals that the Wrights used the sale of thread to help finance their resettlement in the United States, and looked to the revenue it might bring to finance passage back to Ireland, a passage that never took place. Thread was initially brought from Ireland, but Joseph Wright, the father and husband, hoped to spin his own thread in America and have relatives, whom he and his son sought to encourage to come to the United States, bring more Irish thread with them to sustain this apparently petty but lucrative trade.<sup>20</sup>

---

19 The question of why some letters survive to be archived and others do not can never be fully resolved, but it has been broached in, for example, Charlotte Erickson, *Invisible Immigrants: The Adaptation of English and Scottish Immigrants in Nineteenth Century America*, Coral Gable, Flo. 1972, p. 6; Stephen Fender, *Sea Changes: British Emigration and American Literature*, Cambridge 1992, pp. 18f.; H. Arnold Barton, *As They Tell it Themselves: The Testimony of Immigrant Letters*, in: Odd S. Lovell (ed.), *Nordics in America*, Northfield, Minn. 1993, pp. 138f.; David Fitzpatrick, *Oceans of Consolation: Personal Accounts of Irish Migration to Australia*, Ithaca 1994, p. 28.

20 Joseph Wright to My beloved Hannah [Wright], November 12, December 31, 1801; Joseph Wright, Jr. to >Aunt<, June 3, 1905, Wright Family Letters, 1801–1842, Religious Society of Friends in Ireland, Swanbrook House, Dublin, Ireland.

The discussion of commercial possibilities that accompanied the request for such resources is only one aspect of the extent to which the letter served as a mechanism for the exchange of social intelligence between senders and recipients. The discussion of commodity and consumer food prices and of labor markets was ever-present in letters from both sides of the ocean. Correspondents also sent newspapers to one another, an exchange frequently given mention in letters, and this, too, furthered the transnational exchange of social intelligence. It brought the host society into the homeland in a way that certainly must have quickened the imagination of those who remained in Europe, and the homeland into the host society in ways that prompted identification, memory and nostalgia, but probably also as the years passed, puzzlement as the place one had left years before changed and became increasingly unknowable. Events read in newspapers occasionally became subjects for correspondents to develop in letters, which deepened the discourse of the transnational social field by giving it intertextual foundations.

### Migration, Transnationalism, and the Disembedding of Social Relations

Thus far, I have only discussed the possibility that exists for rethinking the meanings of the correspondence of migrants and homeland residents by placing letters in a transnational perspective. We may also profitably extend our discussion to see the relevance of the process of getting and sending mail and using postal systems for enhancing our understanding of the implications of this transnational social field for the nineteenth and early twentieth century European international migrant's experience of modernity. What made possible the efficient and routine exchange of letters across the oceans was the rise in the early nineteenth century of predictable and efficient systems for the exchange of mail between Europe and North America.<sup>21</sup> Letters were occasionally delivered by personal couriers, but the overwhelming majority from the early nineteenth century on were increasingly placed in the impersonal care of postal systems. We cannot know the extent to which international migrants and their homeland correspondents utilized mail systems prior to migration, so we cannot really say how novel such behavior was for them. But we can say that negotiating the *international* exchange of

---

21 Merle Curti/Kendall Birr, The Immigrant and the American Image in Europe, 1860–1914, in: Mississippi Valley Historical Review, 37, 1950, September, pp. 212f.; Walter D. Kamphoefner/Wolfgang Helbich/Ulrike Sommer (eds.), News from the Land of Freedom: German Immigrants Write Home, Ithaca 1991, pp. 27f.; Howard Robinson, Carrying British Mail Overseas, New York 1964, pp. 108–141; Richard R. John, Spreading the News: The American Postal System from Franklin to Morse, Cambridge 1995.

letters and money was probably quite new behavior for them. One certainly gets the impression reading large numbers of these letters that these migrants were not familiar with letter-writing nor accustomed to negotiating the demands of any impersonal, bureaucratic system such as the post, but that they nonetheless gradually eased themselves into a feeling of comfort and familiarity with both writing and using the mails. The repetition with which correspondents address the intricacies of payment and posting of letters suggests an effort to familiarize themselves with a process that was intimidating. What meanings can we attach to the getting and sending, as opposed to the writing and reading, of letters?

In pursuit of answers to this question, we may profit from rethinking the exchange of letters, money, and goods between host societies and homelands in light of larger conceptions of the meanings of modernity. Anthony Giddens has suggested that two of the most significant aspects of modernity experienced by individuals are the related phenomena of the *distanciation* and the *disembedding* of social relations. Distanciation is the spreading out of social relations across time and space; and disembedding is the lifting out of such distanciated relations from their local contexts, as social relations come to depend on impersonal mechanisms. In the context of conventional geographical understandings, both distanciation and disembedding have the practical impact of deterritorializing the social world and the actors within it, for the relatively unique *place*, as a bounded locality, is rendered both less bounded and less unique. Transnationalists, too, are interested in deterritorialization, though from another perspective. For Giddens, distanciation and disembedding are not primarily about the removal of people from places. Giddens is not interested in migration as a test of these understandings of modernity, but instead in the ways in which places become penetrated by the presence of unseen and distant, disembedded influences, and this, after all, may occur in places and among people experiencing no migration, in or out.<sup>22</sup> The transnationalists, of course, are interested in migration, and see contemporary international migrants as agents of deterritorialization, for the social fields they create work to lessen the boundedness and exclusive claims of nation-states. Transnationalists are also interested in the impact of migrations on homelands, and to this extent the migrant, who is dependent on impersonal mechanisms to recreate the means of connection, may be an agent for the sort of disembeddedness Giddens has in mind.

---

22 Giddens, *A Contemporary Critique of Historical Materialism*, vol. I: Power, Property and the State, pp. 26–108; idem, *The Consequences of Modernity, Modernity and Self-Identity*. A useful overview, combined with a critique based on a large number of relevant texts, of Giddens' work is John Tomlinson, *Globalization and Culture*, Cambridge 1999, pp. 20–70.

The two understandings of the direction from which deterritorialization occurs are quite different, but they are not mutually exclusive, and I am suggesting that we explore the interface they share. Transnational social fields are sites in which people encounter and negotiate distancing and disembedding. By virtue of distance and separation, from the beginnings of mass migrations during the early period of modernization, the international migrant had to find ways to maintain social relations across time and space, and the ways of doing so, involved the migrant in seeking connection through the mechanisms of disembedding that were increasingly penetrating the West and its colonies. The increasingly disembedded nature of the systems that sustained daily life led, as Giddens explains, to an increasing reliance on both symbolic tokens and expert systems to bridge the growing distances over which social relations were stretched. Symbolic tokens are media of exchange that enable standardizing values and allow values to be interchangeable across distance and varieties of contexts. Expert systems invite our trust as we seek parties to negotiate that distance and those contexts. For the ordinary person, key aspects of the experience of modernity, Giddens argues, is one of learning to utilize such symbolic tokens and to trust expert systems.<sup>23</sup>

We can certainly make sense of Giddens's argument in such familiar and common contemporary contexts as air travel and the use of credit cards and automatic transfer machines. But the example of the process of sending and receiving a letter suggests that, allowing for differences in technology and a lesser level of complexity of systems organization, nineteenth and early twentieth-century international migrants and their correspondents had experiences that might well have made them pioneers in these key experiences of modernity. (Much of what is said here about mail could be contextualized to fit the related case of the transfer of money or goods.) The postal system is an expert system to which one trusts possessions, some of them such as personal letters, particularly prized possessions. In the nineteenth century, when collection boxes were virtually non-existent, one did come in contact directly with the most local representative of the system at the post office or postal station. To ensure that a letter reached its destination one needed, however, to trust unseen, distant, and impersonal authorities. One also had to learn to negotiate actions by the rules these authorities set. In the nineteenth century, the international mails increasingly adopted regulations by which the size and weight of items placed in the mails factored into the knowledge needed to negotiate successfully the process of getting mail to its destination.

Methods of payment shifted, too, so that at one time or another payment could be made on either the sending or receiving ends, before finally

---

23 Giddens, *The Consequences of Modernity*, pp. 18–36, 80–114.

stamps, those most common of symbolic tokens, were introduced. Into such calculations were factored also knowledge of the time involved from posting to reaching a destination. The latter calculation was more immediate for those in large port cities who could ensure timely posting in line with mail packet schedules, which were published in newspapers and posted as broadsides. But such calculations were not absent among inland letter-writers, like Mary Ann Archbald, who also had to factor inland transportation systems – in her case, over the course of decades, by progression, stagecoaches, canal boats, and railroads – into their calculations of the efficient schedules for the most rapid delivery across the ocean of a recently composed letter. Routine mail service that came to the individual household was slow to emerge in the nineteenth and early twentieth centuries, so many people had to visit the post office or station to get their mail.<sup>24</sup> But when home delivery began, it gave rise to the letter box at the front door, which provided a quotidian and homely symbol of those absent, disembedded presences that brought the complex expert system into the lives of ordinary people.<sup>25</sup>

## Conclusions

One does not want to go too far with this argument. The European international migrants of the past were not self-conscious modernizers.<sup>26</sup> Resistance to facing the full force of the modernizing transformations that accompanied early industrial capitalism and that undermined the bases of their security was one of the principal contexts for their migrations. Such resistance was not political. Rather as John Bodnar and others have informed us, it involved a series of strategic accommodations that employed the mechanisms of emerging industrial capitalism and modernity to stave off the most threatening aspects of the forces that had begun to remake the world, or to bend those forces to meliorate as much as possible the disruption and other harms

---

24 Robinson, *Carrying British Mail Overseas*, pp. 112–116, 141; John, *Spreading the News*, p. 161; Alvin F. Harlow, *Old Post Bags: The Story of the Sending of a Letter in Ancient and Modern Times*, New York 1928, pp. 322–334, 420, 428f.

25 Tomlinson, *Globalization and Culture*, p. 53; Jean Farrugia, *The Letter Box: A History of Post Office Pillar and Wall Boxes*, Sussex 1969, pp. 145ff. Letter boxes began to be installed when pre-payment of letters came into being; prior to that time letters were hand-delivered by letter carriers. In Britain, this began in 1840, with the postal reforms that introduced stamps, but its implementation was very uneven in Britain and the United States and elsewhere, and was still going on into the twentieth century.

26 For this conceptualization, see Timothy L. Smith, *New Approaches to the History of Immigration in Twentieth Century America*, in: *American Historical Review*, 71. 1966, July, pp. 1265–1279; idem, *Religion and Ethnicity in America*, in: *ibid.*, 83. 1978, December, pp. 1155–1185; idem, *Immigrant Social Aspirations and American Education, 1880–1930*, in: *American Quarterly*, 21. 1969, no. 2, pp. 524–543.

they might cause.<sup>27</sup> These qualifications do not lessen the importance of the implications for our understanding of the transnational social field of the international migrants of the distant past. Instead, they allow us to better appreciate and to more effectively contextualize the novelty of their experience and the creativity they displayed in negotiating the changing circumstances of daily life. This analysis also provides larger implications, beyond the migrant's experience. Highlighting the gradual unfolding of industrial capitalism and modernity over two centuries, it provides a bridge of understanding that helps to link the experience of the international migrants of the past with the experience of their present-day counterparts. In this light, the analysis reminds us, too, that what is *post-modern* about our contemporary situation is our recently transformed understanding of the value of the processes that encompass us. Though now global to an unprecedented extent and exacerbated by new technologies, the processes of transformation seem very much the same ones that for two centuries have been making industrial capitalism and modernity pervasive.<sup>28</sup>

---

27 This perspective is well-summarized in John Bodnar, *The Transplanted: A History of Immigrants in Urban America*, Bloomington, IN 1985, the most significant synthesis of work done in the New Social History on immigration, class, and ethnicity with respect to European migrants to the United States.

28 For a critique of the transnationalists for their failure to link the development of capitalism to international migration over long historical time, see Antonio Lauria-Perricelli, *Towards a Transnational Perspective on Migration: Closing Remarks*, in: Glick Schiller/Basch/Szanton Blanc, *Towards a Transnational Perspective on Migration*, pp. 251f. The strongest theoretical critique of the idea of post modernity is probably Giddens, *The Consequences of Modernity*.



Ludger Pries

## Transnationalisierung der Migrationsforschung und Entnationalisierung der Migrationspolitik

### Das Entstehen transnationaler Sozialräume durch Arbeitswanderung am Beispiel Mexiko – USA

Die sozialwissenschaftliche Migrationsforschung hat sich in Deutschland in den 1970er und 1980er Jahren ganz überwiegend mit den sozialen Bedingungen und Problemen der Arbeits- und Flüchtlingsmigranten bei ihrer ›Eingliederung‹ in die (deutsche) Ankunftsgesellschaft beschäftigt. Wie immer auch in den Studien im einzelnen die Gewichtung zwischen Assimilation (also der weitgehenden Anpassung der Migranten an die deutsche Mehrheitsgesellschaft) und verschiedenen Formen der (partiellen, minimalen usw.) Integration dabei als empirischer Befund oder implizite normative Vorgabe ausfiel – diese Frage der *Folgen* von Migration überschattete weitgehend die eigentlich mindestens ebenso wichtigen Themen der *Ursachen* und *Formen* von Wanderungsprozessen. Dies hängt für Deutschland sicherlich auch mit Besonderheiten der Geschichte der Arbeitswanderung zusammen.<sup>1</sup>

Deutschland war nur für einen sehr kurzen Zeitraum eine imperialistische Kolonialmacht bzw. beabsichtigte – mit den dann um so fataleren Folgen der Initiierung von zwei Weltkriegen!, – eine imperiale Großmacht zu werden. Im Vergleich zu Großbritannien, Frankreich, Spanien oder sogar Holland besaß es deshalb eine wesentlich weniger ausdifferenzierte und bedeutsame Struktur ehemaliger Kolonien. Für die genannten anderen europäischen Länder dagegen bestehen unmittelbare Länder- und Kulturgrenzen überschreitende intensive Austauschbeziehungen mit ehemaligen Kolonien oft seit Jahrhunderten (etwa im Rahmen des Commonwealth, der französi-

---

1 Vgl. Klaus J. Bade, (Hg.), *Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland*, München 1992; die historische Migrationsforschung (vgl. etwa die am IMIS herausgegebene Schriftenreihe ›Studien zur Historischen Migrationsforschung‹, SHM) war dabei internationaler orientiert als die gegenwartsbezogene Migrationsforschung; vgl. als Überblick Annette Treibel, *Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung und Gastarbeit*, 2. überarb. Aufl. München 1999; Ulrich Herbert, *Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland 1880 bis 1980*, Berlin/Bonn 1986.

schen Nordafrika-Beziehungen oder die Lateinamerika-Kontakte Spaniens). Deutschland hat zwar eine lange Einwanderungstradition (seit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert vor allem aus Polen<sup>2</sup>). Aber der überwiegende Teil dieser Immigranten war ethnisch und kulturell dem Aufnahme-land wesentlich ›näher‹, als dies etwa für Maghrebi in Frankreich, Marokkaner in Spanien oder Inder in Großbritannien galt. In den USA und anderen Einwanderungsnationen stellte sich die Frage der kulturellen und ethnischen Vielfalt schon immer wesentlich dramatischer.

Da nun die Einwanderungsströme im Zuge der ›Gastarbeiter‹-Politik von der Wirtschaft gewünscht und von der Politik organisiert wurden und der Aufenthalt dieser Arbeitsmigranten zunächst als kurzfristig und vor allem als politisch steuerbar betrachtet wurde, hatte es in den ersten Nachkriegsjahrzehnten den Anschein, als brauche man in Deutschland keine umfassende sozialwissenschaftliche Migrationsforschung. Folgerichtig entwickelte sich Migrationssoziologie in Deutschland vor allem als Einwanderungs-forschung – und zwar gegen diejenigen politischen und sozialen Kräfte, die das Faktum der realen Immigration überhaupt nicht anerkennen wollten! Treffend wurde gesprochen vom »Paradoxon Bundesrepublik: Einwanderungssituation ohne Einwanderungsland«<sup>3</sup>. Auch nach dem Fall der Mauer und der Wiedervereinigung hat sich an dieser grundsätzlichen Situation der Migrationsdebatte nicht sehr viel geändert.

Diese wenigen Hinweise auf das gesamtgesellschaftliche *setting* der sozialwissenschaftlichen Migrationsforschung in Deutschland sollen nur dazu dienen, deren gegenwärtigen Standort und die zukünftigen Herausforderungen angemessen zu bestimmen. Migrationssoziologie war und ist in Deutschland stark auf einen Teilbereich konzentriert – die Frage der *Folgen* von Wanderungsprozessen, besonders der sozialen Probleme von Eingliederung. Sie hat die Themen der *Ursachen* und der *Wanderungsdynamik selbst* sowie der *Wanderungsformen* und der durch internationale Migration neproduzierten sozialen Wirklichkeiten stark vernachlässigt.

Eine grundlegende Annahme, die diesem Artikel zugrunde liegt, ist nun, daß eine Art wahlverwandtschaftliches Verhältnis zwischen der Einführung der politischen Debatte über (und auf) Einwanderung und der thematischen Beschränkung der sozialwissenschaftlichen Migrationsforschung auf einen Teilaspekt von Wanderungsfolgen besteht. Deshalb ist es für die Migrationssoziologie in Deutschland wichtig, über grundlegende Verschiebungen und Erweiterungen von Forschungsfeldern und -konzepten nachzudenken, um einen nachhaltigen Beitrag auch zur Versachlichung und inter-

---

2 Wilhelm Brepohl, *Der Aufbau des Ruhrvolkes im Zuge der Ost-West-Wanderung*, Recklinghausen 1948.

3 Bade (Hg.), *Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland*, S. 393.

nationalen Öffnung der politischen Migrationsdebatte zu leisten. Hierzu zählt vor allem die Untersuchung neuer transnationaler Sozialräume, die im Rahmen internationaler Migration und Globalisierung entstehen. Um diese neuen Migrationsphänomene überhaupt angemessen wahrnehmen und untersuchen zu können, muß sich die Migrationsforschung selbst international öffnen und sich transnational organisieren.

Im folgenden werden hierzu theoretische Argumente und empirische Befunde aus einem Forschungsprojekt über Arbeitswanderung zwischen dem mexikanischen Bundesstaat Puebla und dem Großraum von New York City präsentiert.<sup>4</sup> Die Grundthese lautet, daß im Zusammenhang von Globalisierung und unter den spezifischen Bedingungen der Beziehungen zwischen Mexiko und den USA die massive Arbeitsmigration zwischen beiden Ländern zur Entstehung eines neuen Typus von Arbeitsmigration, der *Transmigration*, und zur Emergenz *pluri-lokaler transnationaler Sozialräume* führt. Um diese These zu entwickeln, werden zunächst der migrationswissenschaftliche Kontext und die Anlage der empirischen Untersuchung erläutert. Danach werden quantitative und qualitative Belege für den behaupteten Migrationstypus von *Transmigranten* vorgestellt. Schließlich werden einige Konsequenzen für die migrationswissenschaftliche und für die migrationspolitische Diskussion erörtert.

## Neuere Ansätze der Migrationsforschung und Design der empirischen Untersuchung

Die sozialwissenschaftliche Erforschung internationaler Migration beschäftigt sich mit den Voraussetzungen, Formen und Wirkungen dauerhafter und die Grenzen von Nationalstaaten überschreitender (Wohn-)Ortsveränderungen von Menschen. Dabei konzentrierte sich die Forschung und Theoriebildung in Deutschland bisher auf solche Wanderungsprozesse, die entweder zu einem definitiven Wechsel aus einem Herkunftsland bzw. einer spezifischen Herkunftsregion in die neue Ankunfts-gesellschaft oder aber zur Rückkehr der Migranten nach einer bestimmten Aufenthaltsperiode im ›Gastland‹ führten. Angesichts der realen Migrationsströme dürfte diese Vorgehensweise auch angemessen gewesen sein. Denn die Bevölkerung Deutschlands besteht – obwohl dies häufig nicht genügend herausgestellt wird – zu einem ganz erheblichen Teil aus Immigranten. Mitte der 1960er Jahre repräsentierten die nach dem Zweiten Weltkrieg – vor allem aus Osteuropa – in die BRD

---

4 Teile der folgenden Ausführungen sind einem Aufsatz entnommen, der veröffentlicht wurde unter dem Titel: Ludger Pries, ›Transmigranten‹ als ein Typ von Arbeitswanderern in pluri-lokalen sozialen Räumen. Das Beispiel der Arbeitswanderungen zwischen Puebla/Mexiko und New York, in: Soziale Welt, 49. 1999, S. 135–150.

und die DDR Zugewanderten etwa ein Viertel der Gesamtbevölkerung der beiden damaligen deutschen Staaten, immerhin 14,5 Millionen Menschen.

Neben diesen *Immigranten*, die auf Dauer in Deutschland blieben und sich mehr oder weniger vollständig integrierten, wurden vor allem in den 1960er und 1970er Jahren aus Süd- und Südosteuropa massiv Arbeitsmigranten als ›Gastarbeiter‹ angeworben, von denen aber zunächst angenommen (und auch erwartet) wurde, daß sie nach einer bestimmten Aufenthaltsdauer wieder in ihr Heimatland zurückkehren würden. Sehr viele dieser Arbeitswanderer wurden auch tatsächlich zu Rückkehrern, ein sehr großer Teil aber blieb auf längere Sicht in Deutschland. Zur Jahrhundertwende repräsentierten die in diesem Rahmen von Arbeitsmigration nach Deutschland gekommenen Menschen, die entsprechend der Vorstellungen eines vorübergehenden Aufenthaltes keine deutsche Staatsangehörigkeit besaßen, immerhin fast ein Zehntel der Gesamtbevölkerung.<sup>5</sup> Vor diesem Hintergrund ist es nur zu verständlich, daß sich die sozialwissenschaftliche Migrationsforschung vor allem mit diesen beiden Typen von Immigranten und von (tatsächlichen oder angenommenen) *Rückkehrern* oder *Re-Migranten* beschäftigte.

Als eine dritte Form von internationalen Migranten können schließlich *Diaspora-Migranten* angesehen werden. Bei ihnen ist die Wanderung in erster Linie religiös oder/und durch starke loyalitäts- und organisationelle Abhängigkeitsbeziehungen (wie z.B. bei Kirchen, diplomatischen Korps, transnationalen Unternehmen, internationalen Stiftungen usw.) bestimmt. Der Diaspora-Migrant richtet sich physisch-räumlich und vielleicht auch wirtschaftlich, aber nur bis zu einem gewissen Grade sozial in der Ankunfts-gesellschaft ein. Er behält gleichzeitig und auf Dauer starke sozial-kulturelle Bindungen zu seinem Herkunftsland bzw. zu seiner transnationalen ›Mutterorganisation‹. Während die Migranten in den Fällen der Aus- bzw. Einwanderung und des Rückkehrens ihre sozial-kulturelle Selbstverortung mit dem geographischen Wohnort – wenn auch erst schrittweise und zeitverzögert – in Übereinstimmung bringen, so zeichnet sich die Diaspora gerade dadurch aus, daß die ihr Angehörenden sich in einer ihnen auf Dauer ›fremden‹ Umgebung ihrer selbst durch expliziten Bezug auf räumlich entfernte und pluri-lokale Gemeinschaften und Organisationen vergewissern. Eine Diaspora in diesem Sinne ist auf die Aufrechterhaltung von Differenz zu dem Vergesellschaftungsgefüge der Ankunftsregion durch Betonung der Nicht-Differenz zum realen, überlieferten oder imaginierten Herkunftsland bzw. Zentrum des Diasporanetzes gegründet. Seiner Natur nach ist dieser Migrations-Typus nicht ausschließlich, meistens auch nicht vorrangig als Arbeits-

---

5 Vgl. Rainer Münz/Wolfgang Seifert/Ralf Ulrich, *Zuwanderung nach Deutschland. Strukturen, Wirkungen, Perspektiven*, Frankfurt a.M. 1997; Michael S. Teitelbaum/Jay Winter, *A Question of Numbers, High Migration, Low Fertility, Politics of National Identity*, New York 1998.

wanderung anzusehen, weil die ihm typischen Ortsveränderungen häufig durch Flucht, Vertreibung oder Gesinnungsentscheidung verursacht sind.<sup>6</sup>

Im folgenden wird nun ein vierter Idealtypus von internationalen Migranten vorgestellt, der als *Transmigrant* bezeichnet und von dem behauptet wird, daß seine Bedeutung gegenwärtig stark zunimmt. Transmigranten zeichnen sich dadurch aus, daß der Wechsel zwischen verschiedenen Lebensorten in unterschiedlichen Ländern für sie kein singulärer Vorgang ist, sondern zu einem Normalzustand wird, indem sich ihr gesamter Lebensraum pluri-lokal über Ländergrenzen hinweg zwischen verschiedenen Orten aufspannt. Das Verhältnis zwischen Herkunfts- und Ankunftsregion wird hier durch die Herausbildung von auf Dauer angelegten *transnationalen Sozialräumen* gestaltet. Diese sozialen Räume fallen nicht eindeutig mit einheitlichen Flächenräumen zusammen, wie im Falle der ›Auswanderer‹ (Ankunftsland) und der rückkehrenden ›Gastarbeiter‹ (Herkunftsland). Sie sind auch nicht einfach ein flächenräumlich zerplittertes und verteiltes System von Diasporas, die durch den einheitstiftenden Rückbezug auf ein ›gelobtes Land‹ oder auf eine transnationale Organisation und durch explizite Differenzhaltung zu den jeweiligen Gastländern zusammengehalten werden. Vielmehr sind diese *transnationalen Sozialräume* ein hybrides Produkt aus identifikativen und sozialstrukturellen Elementen der Herkunfts- und der Ankunftsregion.

Der Typus des Transmigranten ist nicht völlig neu.<sup>7</sup> Er gewinnt aber – so wird angenommen – im Zusammenhang und Wechselspiel von Globalisierung und neuen Kommunikations- und Transporttechnologien gerade in der Arbeitsmigration eine immer größere Bedeutung. Entsprechend expandierte die Untersuchung von Transmigration und Transmigranten vor allem in Nordamerika seit dem letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts enorm, wodurch die klassische Migrationsforschung eine erhebliche Erweiterung und Ergänzung erfahren hat.<sup>8</sup>

---

6 Robin Cohen, *Global Diasporas. An Introduction*, Seattle 1997.

7 Ewa Morawska, *The New-Old Transmigrants, Their Transnational Lives, and Ethnization: A Comparison of 19th, 20th and 21st Century Situations*, Ms. 1998; Robert Smith, *Comparing Local Level Swedish and Mexican Transnational Life: An Essay in Historical Retrieval*, in: Ludger Pries (Hg.), *The Emergence of Transnational Social Spaces. International Migration and Globally Operating Companies*, London [2000].

8 Linda Basch/Nina Glick Schiller/Cristina Szanton Blanc, *Nations Unbound. Transnational Projects, Postcolonial Predicaments, and Deterritorialized Nation-States*, 4. Aufl. Amsterdam 1997; dies. (Hg.), *Towards a Transnational Perspective on Migration: Race, Class, Ethnicity, and Nationalism Reconsidered*, New York 1992; dies., *From Immigrant to Transmigrant: Theorizing Transnational Migration*, in: Ludger Pries (Hg.), *Transnationale Migration (Soziale Welt, Sonderbd. 12)*, Baden-Baden 1997, S. 121–140; Michael Peter Smith/Luis E. Guarnizo (Hg.), *Transnationalism from Below (Comparative Urban & Community Research, Bd. 6)*, 2. Aufl. New Bruns-

Tabelle 1: Vier Idealtypen von Migranten

	Verhältnis zur Herkunftsregion	Verhältnis zur Ankunftsregion	Hauptmigrations- gründe/-umstände	Zeithorizont für Migration
Emigrant / Immigrant	Rückbezug / Abschiednehmen	Integration / neue Heimat	wirtschaftliche / sozial-kulturelle	unbefristet / langfristig
Rückkehrer/ Remigrant	Dauerbezug / Identität wahren	Differenz / ›Gastland‹	wirtschaftliche / politische	befristet / kurzfristig
Diaspora- Migrant	Dauerbezug als ›Gelobtes Land‹	Differenz / Erleidensraum	religiöse / politische /organisationale	befristet
Transmigrant	ambivalent / Gemengelage	ambivalent / Gemengelage	wirtschaftliche / organisationale	unbestimmt / sequentiell

Während sich die klassische Migrationsforschung vereinfacht auf die Analyse des Wanderungsprozesses als eines raum-zeitlich relativ eng fixierten und definierbaren und eher episodenhaften Prozesses einer Zustandsveränderung bezog, sind seit den 1980er Jahren enorme Erweiterungen und Verschiebungen der Fragestellungen erfolgt. Diese weisen in die Richtung, grenzüberschreitende Wanderungsprozesse als mehr oder weniger dauerhaften Zustand, als nicht nur einmaligen, unidirektionalen Ortswechsel, sondern als neue soziale Lebenswirklichkeit für eine wachsende Anzahl von Menschen zu begreifen. Die Leitfrage lautet hier nicht mehr »Warum migrieren so viele (oder so wenige) Menschen in welchen Formen?« und »Welche Folgewirkungen hat die Migration für die Herkunfts- und Ankunftsregionen?«, sondern: »Was hält die Migrationsströme aufrecht und gibt ihnen eine neue und eigene Qualität?« und »Welche neuen transnationalen sozialen Wirklichkeiten entstehen im Zusammenhang neuer internationaler Migrationsprozesse?« Während klassische Migrationsforschung in der Regel auf eine Mikroebene (individueller Akteure oder Haushalte) *oder* eine Makroebene (massenstatistischer Datenanalysen) und auf die Herkunftsregionen *oder* die Ankunftsregionen fokussiert war, konzentrieren sich neue Migrationsstudien auf ›Zwischenlagen‹, auf eine Meso-Analyseebene und auf Bewegungen und Sozialräume *zwischen* bzw. *oberhalb* der Herkunfts- und Ankunftsregionen.

---

wick/London 1999; Aihwa Ong/Donald Nonini (Hg.), *Ungrounded Empires. The Cultural Politics of Modern Chinese Transnationalism*, London/New York 1997; Ludger Pries, *Neue Migration im transnationalen Raum*, in: ders. (Hg.), *Transnationale Migration*, S. 15–36; ders., *Transnational Social Spaces: Do We Need a New Approach in Response to New Phenomena!?*, in: ders. (Hg.), *New Transnational Social Spaces. International Migration and Transnational Companies*, London [2000]; ders., *Soziologie Internationaler Migration. Einführung in Klassische Theorien und neue Ansätze*, Bielefeld 2000.

Unter dem Stichwort *Transmigration* werden auf Dauer angelegte Interaktionsnetze untersucht, die sich zwischen verschiedenen Nationalstaaten, wie etwa den USA und Mexiko oder den USA und dem karibischen Raum, aufspannen.<sup>9</sup> Der Integrationsapproach war auf die Untersuchung (der Bedingungen und Dynamik) des tendenziellen Verschwindens der Differenz zwischen Herkunfts- und Zielland orientiert. Der Diaspora-Ansatz fragte umgekehrt nach den Mechanismen der Aufrechterhaltung dieser Differenz. Der Transmigrations-Ansatz dagegen geht von *neuen Formen der Grenzziehung* aus, die *quer zur Herkunfts- und Ankunftsregion* liegen. Demzufolge entstehen durch transnationale Migration neue, dauerhafte Formen und Inhalte von Selbstvergewisserungen und von sozialen Positionierungen der Menschen. Diese (selbst)zugeschriebenen (>objektiven<) Positionen und erfahrungsaufgeschichteten (>subjektiven<) Identitäten sind hybrid insofern, als ihnen nicht ein mehr oder weniger geschlossenes Referenzsystem (der Herkunfts- oder Ankunfts-gesellschaft bzw. der Diaspora-Gemeinschaft/-Organisation) zugrunde liegt, sondern weil sie Elemente der Herkunfts- und der Ankunftsregion aufnehmen und zu etwas Eigenem und Neuem transformieren.

Während Diasporas gerade von der sozialen, zumindest aber kulturellen Schließung gegenüber der Ankunfts-gesellschaft leben, bilden sich in *transnationalen Sozialräumen* neue sozial-kulturelle Muster und Formen der Vergesellschaftung heraus, die Elemente der Ankunfts- und der Herkunfts-gesellschaft beinhalten und diesen gleichzeitig gerade durch die Neumischung und Vermischung einen qualitativ anderen, hybriden Gehalt geben. Wesentlich für die hier behaupteten *transnationalen Sozialräume* ist, daß es sich keineswegs nur um vorübergehende Erscheinungen auf dem Weg zu vollständiger Integration/Assimilation oder Rückkehr handelt. Vielmehr wird davon ausgegangen, daß Transmigration ein dauerhaftes, in der Vergangenheit wahrscheinlich marginales, ein gegenwärtig aber – nicht zuletzt aufgrund moderner Transport- und Kommunikationsmedien – immer bedeutsameres Phänomen ist. Ihm liegen spezifische historische, wirtschaftliche, technische und soziale Voraussetzungen zugrunde.<sup>10</sup>

Deshalb sollte grenzüberschreitende Migration verstärkt auch in der Perspektive der Emergenz von *transnationalen Sozialräumen* und von *Transmi-*

---

9 Vgl. hierzu etwa Basch/Glick-Schiller/Szanton Blanc, From Immigrant to Transmigrant; Luin Goldring, Power and Status in Transnational Social Spaces, in: Pries (Hg.), Transnationale Migration, S. 179–196; Robert Smith, Reflections on Migration, the State and the Construction, Durability and Newness of Transnational Life, in: ebd., S. 197–220; Kristin Espinosa/Douglas Massey, Undocumented Migration and the Quantity and Quality of Social Capital, in: ebd., S. 141–162.

10 Ludger Pries, Transnationale Räume. Theoretisch-empirische Skizze am Beispiel der Arbeitswanderungen Mexiko-USA, in: Zeitschrift für Soziologie, 25. 1996, S. 437–453.

granten analysiert werden. Dies bedeutet nicht, daß die klassischen Formen und Folgen von Wanderungsprozessen, also die Rückkehr in die Herkunftsregion, die dauerhafte Integration in der Ankunftsregion und die Herausbildung von Diasporanetzwerken, als empirische Phänomene und als Forschungsgegenstände obsolet würden. Sie prägen weiterhin einen beträchtlichen, meistens den weit überwiegenden Teil aller internationalen Migrationen. Sie müssen aber ergänzt werden um die Analyse der *transnationalen Sozialräume* und des neuen Wanderungstyps der *Transmigration*. Einige Hauptelemente dieser neuen *transnationalen Sozialräume* (politisch-legaler Rahmen, materiale Infrastruktur, soziale Strukturen und Institutionen, Identitäten und Lebensprojekte) wurden begrifflich-konzeptionell an anderer Stelle entwickelt.<sup>11</sup>

Im folgenden werden empirische Befunde vorgestellt, die die Annahme der Existenz von Transmigranten als eines neuen Typus von Arbeitswandern begründen und erhärten sollen. Die empirische Basis ist hierbei ein Forschungsprojekt zur Arbeitswanderung aus dem Bundesstaat Puebla/Mexiko nach New York<sup>12</sup>, das sowohl hinsichtlich des Untersuchungsfeldes als auch der angewandten Methoden Neuland betrat. Zwar ist die Arbeitsmigration aus den nordwestlichen Bundesstaaten Mexikos vor allem nach Kalifornien/USA relativ gut erforscht<sup>13</sup>, jüngeren Datums und bisher weniger gut dokumentiert und analysiert sind Wanderungsbewegungen aus anderen Regionen Mexikos und in andere Regionen der USA. Dies gilt auch für die Arbeitswanderungen aus dem Bundesstaat Puebla und hier vor allem die traditionell wichtigste ›Migrantenenexportregion‹, die *Mixteca Poblana*. Diese ist dadurch gekennzeichnet, daß sie den Großteil aller nicht-formalisierten mexikanischen Arbeitsmigration in den Großraum der Metropole New York stellt. Die starke Bündelung der Migrationsströme nach sehr spezifischen

---

11 Ebd.; Pries (Hg.), *Transnationale Migration*.

12 Diese Studie wurde von Oktober 1995 bis Mitte 1998 an der Universidad Autónoma Metropolitana in Mexiko-Stadt durchgeführt und vom Nationalen Wissenschafts- und Technologierat (CONACYT) unterstützt. Neben dem Autor als Projektleiter waren Fernando Herrera und Saúl Macías unmittelbar daran beteiligt. Außerdem arbeiteten Marcia Campillo, Patricia García und Gustavo López in verschiedenen Projektphasen mit.

13 J.A. Bustamante/G.G. Martínez, *Undocumented Migration from Mexico: Beyond Borders but within Systems*, in: *Journal of International Affairs*, 33, 1979, S. 265–284; G. López Castro (Hg.), *Migración en el Occidente de México*, Zamora 1988; Douglas S. Massey u.a., *Los Ausentes. El proceso social de la migración en el occidente de México*, Mexico 1991; J. Durand/Douglas S. Massey, *Mexican Migration to the USA*, in: *Latin American Research Review* (University of New Mexico), 27, 1992, S. 3–42; Douglas S. Massey u.a., *Theories of International Migration: A Review and Appraisal*, in: *Population and Development Review*, 19, 1993, S. 431–466; dies., *An Evaluation of International Migration Theory: The North American Case*, in: ebd., 20, 1994, S. 699–751.

Herkunfts- und Zielregionen ist dabei kein neues Phänomen, sondern vor allem Ausdruck des allgemeinen Wirkens von Migrations-Netzwerkstrukturen. Sie trifft auf die untersuchten Wanderungsströme in besonderer Weise zu: Die Mexikaner, die aus dem Bundesstaat Puebla in die USA wandern, konzentrieren sich in starkem Maße in dem Großraum New York. Umgekehrt ›bezieht‹ diese Großregion von New York ihre mexikanischen Arbeitsmigranten vornehmlich aus dem Bundesstaat Puebla, und hier traditionell aus der *Mixteca Poblana*.

Die *Mixteca Poblana* ist ein Teil der durch die Ethnie der *Mixtecos* bestimmten Region im Dreiländereck der Bundesstaaten Puebla, Oaxaca und Guerrero im Südosten des Landes. Überwiegend handelt es sich um eine trockene und in weiten Teilen landwirtschaftlich nur wenig fruchtbare Zone mit schlechter Infrastruktur und vielen Gemeinden in traditionell extremer Armut und Marginalität. Bestandteil der ethnischen Selbstdefinition der *Mixtecos* ist der Umstand, daß sie historisch immer ein ›Volk auf Wanderschaft‹ waren. Schon in vorspanischen Zeiten hatten sie kein dauerhaftes und festumrissenes Siedlungsterritorium. Im kolonialen Mexiko wurden Verwaltungsgrenzen der Bundesstaaten quer durch die angestammten Wanderungsgebiete der verschiedenen Ethnien gezogen. Seit dem vorigen Jahrhundert wanderten *Mixtecos* als Saisonarbeiter an die Küsten (Veracruz) und später auch in die Hauptstadt.<sup>14</sup>

Eine wichtige Initialfunktion für den Beginn der grenzüberschreitenden Migration aus dieser Region der *Mixteca Poblana* in die USA hatte das *Bracero*-Programm, mit dem sich die USA während der – zunächst vor allem kriegsbedingten – Arbeitskräfteknappheit von 1942 bis 1964 mit insgesamt ca. 4 Millionen mexikanischen ›Gastarbeitern‹ versorgten. Nachdem der hierdurch initiierte Hauptmigrationsstrom von der *Mixteca* zunächst nach Kalifornien verlief<sup>15</sup>, nahm vor allem seit etwa Mitte der 1980er Jahre die direkte Wanderung in die Großregion von New York zu.

Für Ende der 1990er Jahre wird die Anzahl der Arbeitsmigranten aus Mexiko in New York insgesamt auf etwa 350.000 geschätzt. Davon dürften

- 
- 14 Comité cívico popular mixteco, Entrevista con Arturo Pimentel Salas: »Estaciones de un largo retorno«, in: México Indígena, 1990, H. 15, S. 40–43; C. Chimal, Movimiento Perpetuo. Mixtecos en California, in: ebd., H. 4, S. 33–45; L. Velasco Ortiz, Los mixtecos. Una cultura migrante, in: ebd. S. 46–49; J.A. Motta Sánchez, ›De Piaxtla, Pue. to New York‹; noticias sobre algunas consecuencias del trabajo migratorio internacional en una localidad rural de la mixteca poblana, in: Memoria del Simposio Internacional de Investigaciones Regionales, hg.v. Instituto Nacional de Antropología e Historia (INAH)/CNCA, Izucar de Matamoros/México 1990, S. 119–124.
- 15 A. Hernández, Mixtecos en Baja California. Destino San Quintín, in: México Indígena, 1990, H. 11, S. 61f.; L. Velasco Ortiz, Entre el jornal y el terruño: los migrantes mixtecos en la Frontera Noroeste de México, in: Nueva Antropología, 47. 1995, S. 113–129.

mindestens zwei Drittel aus dem Bundesstaat Puebla und hier vornehmlich aus der *Mixteca Poblana* kommen.<sup>16</sup> Nach groben Schätzungen wanderten aus der *Mixteca Poblana* zu Beginn der 1990er Jahre jährlich ca. 2,5% der Bevölkerung in die USA.<sup>17</sup> Nur eine Minderheit von ihnen verfügt dabei über die formal notwendigen Arbeits- und Aufenthaltserlaubnisse. Die meisten der mexikanischen Arbeitswanderer in den USA sind *indocumentados*. Gleichwohl arbeiten solche aus Puebla kommenden *indocumentados* in New York in informellen *sweat shops* in Brooklyn, im Baugewerbe auf Long Island oder in Fast-Food-Restaurants auch in den nobelsten Straßen Manhattans. Während die Wanderungsströme aus den nordöstlichen Bundesstaaten Mexikos vor allem in den Westen und den Süden der USA relativ gut dokumentiert sind, liegen über die ›neuen‹ Arbeitswanderungen wie die aus Puebla nach New York nur vereinzelte und eher ethnographische oder sekundärstatistische Studien vor. So wurde z.B. auf der Grundlage sekundärstatistischer Materialien und kleiner Befragungen vor allem die Bedeutung der *remittances*, also der Geldrücküberweisungen der Arbeitsmigranten, für die Lokalökonomien<sup>18</sup> untersucht, aber auch sehr eindrücklich das Entstehen und Leben ›transnationaler Gemeinden‹ zwischen New York und zwei *Mixteca*-Dörfern beschrieben.<sup>19</sup>

Vor dem Hintergrund dieser Forschungslage setzte sich das hier beschriebene Forschungsvorhaben zum Ziel, in einer grundsätzlich zeit- und längsschnittfokussierten Perspektive einerseits eher quantitativ und auf große Fallzahlen orientierte Erhebungen von *Lebens- und Migrationsverläufen* und andererseits qualitative und auf kleinen Fallzahlen basierende (Re-)Konstruktionen von individuellen und Familien-*Migrationsbiographien* durchzuführen. Dabei war die These der Emergenz von *transnationalen Sozialräumen* und von *Transmigranten* ausschlaggebend für das Forschungsdesign. Nicht die (Re-)Integrationsprobleme und -prozesse von Immigranten oder Rückkehrern interessierten in erster Linie, sondern das Kommen und Gehen von Arbeitswanderern, das Entstehen transnationaler Netzwerke von Migranten-

---

16 Diese Angaben beruhen auf Schätzungen von Robert Smith, »Los ausentes siempre presentes«. The Imagining, Making and Politics of a Transnational Community between Ticuani, Puebla, Mexico, and New York City, Ph.D. Diss. Columbia University New York 1995; ders., Mexicanos en Nueva York, in: Nexos, 3. 1992, S. 57–60 und Gesprächen mit dem mexikanischen Vizekonsul in New York vom März 1996 und April 1997.

17 Sergio Cortés Sánchez, Los migrantes mixtecos, Ms. Puebla 1995; ders., La emigración de mixtecos poblanos: un flujo recurrente, Ms. Puebla 1999.

18 T.N. Cederström, The Impacts of Migrant Remittances on the Peasant Economy of Four Communities of the Mixteca Baja Region of Puebla/Mexico, Diss. University of Arizona 1993; Cortés Sánchez, Los migrantes mixtecos.

19 Smith, The Imagining, Making and Politics of a Transnational Community.

familien und die darin eingewobenen biographischen Selbstvergewisserungen.

Zunächst wurden innerhalb des Bundesstaates Puebla vier *Untersuchungsregionen* nach dem Prinzip maximaler Kontraste hinsichtlich der ethnischen Zusammensetzung, Geschichte der Arbeitsmigration und der infrastrukturellen Bedingungen bestimmt. Im Verlauf der empirischen Erhebungen ergab sich aus den Befragungen und Interviews, daß auch andere Regionen des Bundesstaates Puebla und angrenzender Gebiete für die Arbeitsmigration in den Großraum von New York von immer größerer Bedeutung werden. Deshalb wurden zwei zu Beginn der Untersuchung nicht vorgesehene Zonen (Tlaxcala und Atlixco) zusätzlich aufgenommen. Hierdurch ergaben sich insgesamt fünf charakteristische Untersuchungsregionen: (1) strukturschwache, ethnisch gemischte/mestizische Landgemeinden mit relativ langer Migrationstradition (Chinantla, Piaxtla), (2) strukturschwache, ethnisch relativ homogen mixtekische Landgemeinden mit vergleichsweise junger Migrationstradition (Xayacatlán, El Rosario, Petlalcingo usw.), (3) relativ gut erschlossene mestizische Dörfer und Kleinstädte in der *Mixteca Poblana* mit mittellanger Migrationstradition (Acatlán, Tehuizingo, Huajuapán), (4) relativ gut erschlossene mestizische Dörfer und Kleinstädte zwischen der *Mixteca Poblana* und der Landeshauptstadt Puebla mit relativ junger Migrationstradition (Atlixco, Juan Uvera, Nexatengo usw.) und (5) relativ gut erschlossene mestizische Dörfer und Kleinstädte im angrenzenden Bundesstaat Tlaxcala mit sehr junger Migrationstradition (Tlaxcala, Nativitas, San Miguel del Milagro, Santo Toribio).

Innerhalb dieser Untersuchungsregionen wurden Personen befragt, die zu einem geringeren Teil durch das Zufallsprinzip (*random walking* an zentralen Plätzen und bei wichtigen Ereignissen) und zu einem größeren Teil per Schneeballprinzip ausgewählt wurden. Dabei fanden nur solche Personen Berücksichtigung, die entweder in ihrer Kindheit oder zum Befragungszeitpunkt in der Untersuchungsregion wohnten und zumindest einmal zum Zwecke des Einkommenserwerbs in den Großraum New York oder in andere Gebiete der USA migriert waren. Von Anfang an war eine auf reiner Zufallsauswahl beruhende Befragung mit ›strenger‹ Repräsentanz nicht in Betracht gezogen worden. Denn es existiert keinerlei Register der Gesamtheit aller Menschen, die die genannten Kriterien erfüllen. Außerdem handelt es sich bei dem Befragungsthema – gerade auch wegen der Informalität der Migrationen – um einen höchst sensiblen Lebensbereich, der nur über Vertrauen erschlossen werden kann. Schließlich verbot die Komplexität des Fragebogens die Methode des Selbstauffüllens – zumal bei einem Adressatenkreis, in dem es durchaus noch viele Analphabeten gibt.

Aus all diesen Gründen wurde das Forschungsvorhaben entsprechend der jeweiligen Bedingungen in den Untersuchungsregionen zunächst wichti-

gen *gate keepern* (Dorfrepräsentanten, -lehrern und -pfarrern, Mitarbeitern staatlicher Alphabetisierungs-, Familien- und Sozialprogramme, informellen lokalen *leadern*, einschlägigen Nichtregierungsorganisationen usw.) vorgestellt. Über diese wurde in der Regel der Zugang zu ersten Migrantenfamilien gefunden und der Kontakt zu weiteren Befragungspersonen über persönliche Hinweise und Empfehlungen gesucht. Grundsätzlich wurde innerhalb einer Großfamilie nur eine Person befragt, auch wenn – was sehr häufig der Fall war – viele der Familienmitglieder die Auswahlkriterien erfüllten. Nachdem bereits eine erhebliche Anzahl von Befragungen in den mexikanischen Untersuchungsregionen realisiert worden waren, ergaben sich weitere Fragebogenerhebungen auch im Rahmen von zwei Forschungsaufenthalten in der Großregion von New York.

Als Erhebungsinstrument wurde ein standardisierter Fragebogen mit einigen anhängenden Listen in Anlehnung an die Forschungsdesigns des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung in Berlin<sup>20</sup> und einer zuvor durchgeführten Untersuchung über Erwerbsverläufe von abhängig und selbstständig Beschäftigten in Mexiko<sup>21</sup> verwendet. Entsprechend der wesentlichen Erkenntnisinteressen wurde die Erfassung des gesamten Wohn-, Erwerbs- und Migrationsverlaufes der Befragten ereignisorientiert organisiert, d.h. es wurden retrospektiv, möglichst lückenlos und monatsgenau die kompletten entsprechenden Ereignissequenzen abgefragt. Außerdem wurden bildungs-, erwerbs- und migrationsrelevante Fragen zur Eltern- und Kinder-generation der Befragten sowie einige Einstellungs- und Einschätzungsfragen gestellt. Es wurde ein Pretest und eine intensive Interviewerschulung durchgeführt. Als Interviewer konnten neben den unmittelbaren Projektmitarbeitern (fünf Doktoranden und Diplomanden der Universidad Autónoma Metropolitana) einige *gate keeper* selbst sowie vor allem Lehrer und ehemalige bzw. noch gegenwärtige Migranten gewonnen werden.

Neben diesem quantitativen und standardisierten Teil der Erhebung des Erwerbs- und Migrationsverlaufs wurden in allen Regionen zusammen etwa dreißig qualitative, erzählbiographisch orientierte Interviews durchgeführt. Außerdem führten verschiedene Projektmitarbeiter von Mitte 1995 bis Ende 1997 teilnehmende Beobachtungen in Familien und vor allem auf Dorffesten sowie anderen Feierlichkeiten durch. Während der Forschungsaufenthalte in New York führten die Projektmitarbeiter neben den Befragungen auch biographische Interviews und teilnehmende Beobachtungen durch.

---

20 Karl-Ulrich Mayer/Erika Brückner, Lebensverläufe und Wohlfahrtsentwicklung. Konzeption, Design und Methodik der Erhebung von Lebensverläufen der Geburtsjahrgänge 1929–31, 1939–41, 1949–51, 3 Bde., Berlin 1989.

21 Ludger Pries, Wege und Visionen von Erwerbsarbeit. Erwerbsverläufe und Arbeitsorientierungen abhängig und selbstständig Beschäftigter in Mexiko, Frankfurt a.M. u.a. 1997.

Die Fragebögen wurden vom engeren Projektteam auf interne Konsistenz – vor allem bezüglich der verschiedenen Zeitachsen – geprüft (›Edition‹) und gegebenenfalls an die Interviewer zur Klärung offener Fragen zurückgegeben. Die Kodierung und Dateneingabe erfolgte in der Universidad Autónoma Metropolitana in Mexiko-Stadt durch Projektmitarbeiter. Insgesamt wurden etwa 750 verwertbare Erwerbs- und Migrationsverläufe erhoben. Die folgenden Ausführungen basieren auf einer vorläufigen Auswertung von zwei Dritteln dieser Befragungsfälle.

## Transmigration als neuer Typ der Arbeitswanderung

Wenn die hier vorgestellte Typologie von Arbeitsmigranten tatsächlich wirklichkeitsadäquat und erklärungs mächtig ist, so müssen die empirischen Befunde belegen, daß neben den drei klassischen Typen von Arbeitswanderern (Rückkehrer, Immigranten und Diaspora-Wanderer) auch der Typus des Transmigranten in bedeutsamem Ausmaß vorkommt. Ein Erwerbs- und Migrationsverlauf, der – eventuell nach einer vorübergehenden Such- und Orientierungsphase – eine dauerhafte Ansiedlung in der neuen Ankunftsregion bzw. eine dauerhafte und definitive Rückkehr in die Herkunftsregion aufweist, ist dem Typus des Immigranten bzw. des Rückkehrers zuzurechnen. Der Typus des Diaspora-Wanderers läßt sich aufgrund der Ablaufsequenz seiner Lebens- und Erwerbsstationen allein kaum identifizieren. Er kann – ähnlich wie der Transmigrant – sehr ›bewegte‹ Wanderungsbilder aufweisen. Diese Wanderungen sind aber, so unsere *ex ante*-Festlegung, entweder vorwiegend nicht-ökonomisch (Untertypus des ›Gesinnungsdiaspora-Wanderers‹) oder organisationsbedingt (Untertypus des ›Organisationsdiaspora-Wanderers‹). Der entscheidende Referenz- und Erklärungsrahmen für die ihm entsprechenden Lebensverläufe ist die pluri-lokale Diaspora, die sich durch Differenzierung und Abschottung gegenüber den jeweiligen Ankunftsregionen definiert und aufrechterhält.

Dagegen sind Transmigranten dadurch gekennzeichnet, daß sich ihr Lebenshorizont und auch ihr Lebens- und Erwerbsverlauf auf Dauer pluri-lokal innerhalb eines neuen, offenen und pluri-lokalen *transnationalen Sozialraumes* aufspannen. Letzterer wird von und durch Transmigranten selbst aufgebaut und stabilisiert. Auch dies unterscheidet ihn vom gemeinschafts- oder organisationsbasierten, ebenfalls transnationalen und pluri-lokalen Diaspora-Raum.

Da der Typus des Diaspora-Wanderers für die untersuchte mexikanische Arbeitsmigration in die USA *per definitionem* nicht von Bedeutung ist, soll es im folgenden lediglich um die empirische Überprüfung der drei Typen des Immigranten, Rückkehrers und Transmigranten gehen. Dazu werden zunächst alle Orts- und Landeswechsel im gesamten Migrationsverlauf untersucht. Als Erwerbsergebnisse gelten dabei alle Beschäftigungsverhält-



Die in der Abbildung grau unterlegten Felder enthalten jeweils die Anzahl von Personen, die zum Befragungszeitpunkt noch in diesem Erwerbsverhältnis verblieben waren. Keiner von denjenigen, deren erster Job in Mexiko realisiert wurde, verblieb also in dieser ersten Beschäftigung. Acht der Befragten dagegen, die als Ort ihres ersten Jobs die USA angaben, befanden sich zum Erhebungszeitpunkt noch in diesem ersten Beschäftigungsverhältnis (alle im Großraum New York). Von den 353 Befragten, die im Erstjob in Mexiko tätig waren, verblieben 107 beim Wechsel zu ihrem zweiten Beschäftigungsverhältnis im Lande, während die Mehrheit von 246 einen Erwerb in den USA aufnahm. Dagegen veränderte die Mehrheit, nämlich 80 der 139 Befragten, die ihre Arbeitskarriere in den USA begonnen hatte, mit dem Übergang vom ersten zum zweiten Job auch den Arbeits- und Wohnort und das Land, migrierte also zurück nach Mexiko.

Ein solcher Sequenzverlauf ist typisch für alle fünf dargestellten Arbeitsereignisse: Jeweils die Mehrheit derjenigen, die nicht definitiv (d.h. bis zum Befragungszeitpunkt) in dem jeweiligen Job blieben, wechselten mit dem Beschäftigungsverhältnis auch das Land. Vom zweiten zum dritten Job wechseln aus einer Beschäftigung in Mexiko (N = 140) 69 in eine weitere Tätigkeit in Mexiko und 71 in eine Tätigkeit in den USA. Umgekehrt wechseln von den insgesamt 281 USA-Zweitjobwechslern zwei Drittel (185) für den dritten Job nach Mexiko, und nur ein Drittel (96) verbleibt in den USA. Dieses Muster wiederholt sich beim Übergang vom dritten zum vierten Job: Von insgesamt 136 aus Mexiko wechselt die Mehrheit (98) in die USA, von insgesamt 151 aus den USA wechseln zwei Drittel (98) nach Mexiko. Auch beim Wechsel von der vierten zur fünften Arbeitstätigkeit beginnt jeweils die Mehrheit aus dem jeweiligen Land eine Tätigkeit in dem anderen Land.

Dieses Muster von Job- und Wohnortwechsel hat wenig mit den Typen der Einwanderer und der Rückkehrer zu tun. Es verweist dagegen stark auf den Typ des Transmigranten. Nach der fünften Arbeitstätigkeit haben von den 500 Befragten insgesamt 380 ihr – zumindest bis zum Interviewzeitpunkt – letztes Beschäftigungs- und Wohnortverhältnis gefunden (N = 308 als Quersumme der grau unterlegten Felder in Mexiko und N = 72 entsprechend in den USA). Diese beiden Gruppen entsprechen den Wanderungstypen des Rückkehrers und des Einwanderers. Die verbleibenden 140 Befragten dagegen befinden sich weiterhin auf dem ›Transmigranten-Pfad‹. Diese vorläufige Auswertung eines Teils der erhobenen Erwerbs- und Migrationsverläufe besitzt keinerlei Anspruch auf Repräsentativität. Aber sie kann zumindest die allgemeine Annahme, daß ein nicht unbedeutender Anteil der Arbeitswanderung zwischen Mexiko und den USA – trotz oder vielleicht gerade wegen des informellen und undokumentierten Charakters dieser Migration – eine recht ausgeprägte ›Pendelwanderung‹ ist, als weiterhin sinnvolle Untersuchungsperspektive erhärten.

Dabei muß berücksichtigt werden, daß die Arbeitsmigration von Puebla/Mexiko in den Großraum von New York keineswegs viele Gemeinsamkeiten mit der traditionellen Pendelwanderung in den Grenzregionen etwa zwischen Nordmexiko und Kalifornien oder Texas hat. Es handelt sich immerhin um eine Entfernung von etwa 4.000 Kilometern (je nach ›Anreise‹), die unter extrem schwierigen Bedingungen überwunden werden muß. Von den insgesamt gültigen 993 Angaben zu dem jeweiligen aufenthaltsrechtlichen Status in den USA bezogen sich nur 13 auf in Mexiko Geborene mit einer erlangten US-Staatsbürgerschaft (*nacionalizados*) und auf in den USA geborene Kinder von Mexikanern. Für nur 55 Beschäftigungsereignisse wurde der Status des *residente* (vergleichbar etwa der Aufenthaltsberechtigung in Deutschland) angegeben, 41 Beschäftigungen besaßen eine Arbeits- und Aufenthaltserlaubnis (*permiso*), und insgesamt 26mal wurde der Touristenstatus genannt. Die absolute Mehrheit der Angaben aber (N = 858, also 86%) bezog sich auf den Status des *indocumentado*, d.h. der nicht dokumentierten und nicht registrierten Einreise in die USA.

### Wanderungsgründe im Erwerbsverlauf

Wie läßt sich das vergleichsweise häufige und durchaus beachtliche Vorkommen dieses typischen Migrationsverlaufes von Transmigranten erklären? Warum bleiben diese Arbeitsmigranten nicht, wenn sie erst einmal dort angekommen sind, in ihrer Zielregion und versuchen, z.B. ihren Aufenthaltsstatus schrittweise zu legalisieren? Dies jedenfalls wäre die einzig erfolgversprechende Strategie für den Fall, daß sie eigentlich auf Dauer in der Ankunftsregion in den USA bleiben wollten. Wer etwa einen jahrelangen Aufenthalt als nicht dokumentierter Arbeitsmigrant nachweisen kann (etwa durch den Beleg des Schulbesuchs der Kinder oder eines US-amerikanischen Bankkontos oder Führerscheins, die über unterschiedlichste ›Umwege‹ zu erhalten sind), hat eher Chancen, zunächst eine Aufenthaltserlaubnis und später vielleicht die *green card* zu erhalten. Warum also gehen dann so viele Arbeitsmigranten wieder nach Mexiko zurück, um dann aber doch irgendwann wieder – in der Regel wieder als *indocumentados* – zum Arbeiten in die USA zu gehen? Sind es in erster Linie ›verhinderte Immigranten‹, die eigentlich eine solche Einwanderungsstrategie verfolgen, aber ihre Ankunftsregion im Großraum New York wieder unfreiwillig – etwa wegen Jobverlust oder Problemen mit dem *indocumentado*-Migrationsstatus – verlassen müssen?

In Tabelle 2 sind für insgesamt 998 Erwerbsergebnisse (davon 598 in Mexiko und 400 in den USA) die gültigen Angaben zu dem Hauptgrund für das Einwechseln in diese Beschäftigungen benannt.<sup>22</sup> Es wird hierbei auch

---

22 Die im Verhältnis zur Gesamtzahl gezählter Ereignisse niedrige, nämlich nur halb so hohe Anzahl auswertbarer Antworten ergibt sich aus verschiedenen Gründen: Es

ausgewiesen, ob der vorhergehende Job in Mexiko oder in den USA ausgeübt wurde. Es zeigen sich für Jobs in Mexiko und in den USA sehr deutliche und statistisch signifikante Unterschiede bei den Gründen für die jeweilige Beschäftigungsaufnahme.<sup>23</sup> Die Migranten nehmen Beschäftigungen in den USA vor allem aus finanziellen Erwägungen auf (215, wobei der vorherige Job mehrheitlich, nämlich in 140 Fällen, in Mexiko ausgeübt wurde). Rein ökonomisch motivierte Beschäftigungswechsel in einen Job in Mexiko wurden wesentlich weniger häufig (93mal) angegeben, wobei sich vorhergehende Erwerbsverhältnisse in Mexiko (47) und in den USA (46) die Waage halten. Dieses Ergebnis ist zunächst nicht weiter überraschend angesichts des ausgesprochenen Charakters von *Arbeitswanderung*, der die räumliche Mobilität zwischen dem Bundesstaat Puebla und der Großregion New York prägt.

Bemerkenswert ist allerdings die Verteilung der familiären Wechselgründe (diese beziehen sich vor allem auf die notwendige Pflege von Familienmitgliedern und auf Familienzusammenführungen) zwischen Jobs, die in Mexiko und den USA neu aufgenommen werden. Sie konzentrieren sich nämlich zu neun Zehnteln auf Beschäftigungsaufnahmen in Mexiko, die wiederum zu 90% einen vorgängigen Erwerb in den USA aufweisen. Die dann folgenden Nennungen spielen eine wesentlich geringere Rolle für Beschäftigungswechsel. Interessant ist, daß bei dem Wechselgrund ›Unzufriedenheit mit der vorhergehenden Beschäftigung‹ sowohl für die in den USA neu aufgenommenen Jobs als auch für neue Beschäftigungen in Mexiko die vorigen Jobs in ihrer überwiegenden Mehrheit in den USA realisiert worden waren.

Ähnliches gilt auch für die beiden dann folgenden Wechselgründe ›Vertragsende‹ und ›Betriebs-/Geschäftsschließung‹ sowie für die ›Schwangerschaft‹ als Einwechselgrund. Dagegen speisen sich die Beschäftigungen, für die das berufliche Vorwärtskommen als Einwechselgrund angegeben wurde, jeweils mehrheitlich aus vorgängigen Jobs im gleichen Land (29 von 35 im Falle Mexikos und 18 von 27 im Falle der USA). Äußerst erstaunlich ist die extrem seltene Nennung von Aufenthaltsproblemen oder Konflikten mit der Migrationspolizei als Einwechselgrund in neue Beschäftigungen in den USA (2mal) und in Mexiko (ebenfalls 2mal).

---

wurden nur Wechsel *zwischen* unterschiedlichen, nicht *innerhalb* gleicher Beschäftigungsverhältnisse(n) gezählt; die über 500 ersten Jobs der Befragten wurden selbstredend nicht berücksichtigt; schließlich wurden hier nur die ersten zehn Erwerbsereignisse berücksichtigt.

23 Der Chi<sup>2</sup>-Test nach Pearson und die uni- und bidirektionalen Lambda-Werte verweisen mit mehr als 99%-iger Wahrscheinlichkeit auf einen nicht zufälligen Zusammenhang zwischen Ort und Grund der Erwerbsaufnahme.

Tabelle 2: Gründe für das Wechseln *in* einen Job nach Beschäftigungsort

	Voriger Job in:	Neuer Job in Mexiko	Voriger Job in:	Neuer Job in USA	Summe
Geld, mehr verdienen	USA: 46	93	Mexiko: 140	215	308
	Mexiko: 47		USA: 75		
Familiäre Gründe	USA: 359	398	Mexiko: 7	51	449
	Mexiko: 39		USA: 46		
Unzufriedenheit mit vorigem Job	USA: 36	46	Mexiko: 6	64	110
	Mexiko: 10		USA: 58		
Entlassung	USA: 5	8	Mexiko: 0	15	23
	Mexiko: 3		USA: 15		
Betriebsschließung	USA: 8	12	Mexiko: 1	16	8
	Mexiko: 4		USA: 15		
Berufl. Weiterkommen	USA: 6	35	Mexiko: 9	27	62
	Mexiko: 29		USA: 18		
Schwangerschaft	USA: 3	4	Mexiko: 2	10	14
	Mexiko: 1		USA: 8		
Aufenthaltsprobleme	USA: 2	2	Mexiko: 0	2	4
	Mexiko: 0		USA: 2		
Summe		598		400	998

Vereinfacht kann man sagen: Die befragten mexikanischen Arbeitsmigranten nehmen im allgemeinen Beschäftigungen in den USA auf, um (mehr) Geld zu verdienen. Sie gehen dann vor allem aus familiären Gründen und aus Unzufriedenheit mit ihren Beschäftigungen wieder nach Mexiko zurück. Direkte Aufenthaltsprobleme werden äußerst selten als Grund für den Beschäftigungswechsel genannt. Dies ist um so erstaunlicher, als für die übergroße Mehrzahl, nämlich 86% der ausgezählten Beschäftigungsereignisse, der Migrationsstatus des *indocumentado* angegeben wurde. Das angesichts und trotz der großen Entfernungen zwischen Herkunfts- und Ankunftsorten häufige Kommen und Gehen der meisten befragten Wanderarbeiter ist – so legt die bisherige Analyse der Wechselgründe nahe – offensichtlich nicht in erster Linie aus immer wieder gescheiterten Versuchen zu erklären, sich schnell und dauerhaft in der Ankunftsregion als Einwanderer zu integrieren. Vielmehr hängt es offensichtlich in großem Ausmaß mit sehr starken – und transnational wirkenden – Familienbanden zusammen.

Tabelle 3: Gründe für das Wechseln in einen Job nach Ereignissequenz

Job	2.	3.*	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	Summe
Geld/Verdienst	107	66	63	32	21	6	7	2	4	308
Familiäre Gründe	87	164	76	63	22	17	4	10	6	449
Unzufriedenheit mit vorigem Job	18	38	20	11	10	7	3	3	0	110
Entlassung/ Vertragsende	3	4	2	5	5	2	1	0	1	23
Betriebsschließung Berufl.	5	10	3	3	3	2	2	0	0	28
Weiterkommen	18	6	5	8	8	8	5	3	1	62
Schwangerschaft	4	2	0	1	3	2	1	0	1	14
Aufenthalts- probleme	0	0	2	0	0	1	0	0	1	4
Summe	242	292	169	123	73	44	23	19	13	998

\* Für den Wechsel in den 3. Job sind mehr Nennungen als für den Wechsel in den 2. Job ausgewiesen, weil für letzteren vergleichsweise häufiger keine gültigen Angaben gemacht wurden.

Der für Transmigranten typische Erwerbsverlauf des Hin- und Herpendelns zwischen verschiedenen Ländern und ›Welten‹ zeigt sich auch sehr deutlich, wenn man die verschiedenen Wechselgründe in der Sequenz der Erwerbsereignisse analysiert. Wie Tabelle 3 zeigt, sind die beiden am meisten genannten Wechselgründe ›(mehr) Geld verdienen‹ und ›familiäre Gründe‹ relativ gleichmäßig über die hier berücksichtigten Jobs (zweites bis zehntes Ereignis) verteilt. Immerhin ein Viertel aller Befragten (123 von 500) gaben mindestens fünf verschiedene Beschäftigungsverhältnisse an, und von den hier insgesamt berücksichtigten 998 Beschäftigungswechseln waren zwei Drittel auch mit einem Landeswechsel verbunden.

### Lebensbedingungen und Sozialräume der Transmigranten

Es konnte gezeigt werden, daß neben denjenigen Mexikanerinnen und Mexikanern, die in die USA migrieren und sich dort auf Dauer als *Immigranten* niederlassen, und solchen, die nach einem oder mehreren Arbeitsaufenthalten als *Remigranten* dauerhaft in ihr Heimatland zurückkehren, eine dritte Gruppe von Arbeitswanderern wesentlich häufiger als die Immigranten und die Rückkehrer zwischen den USA und Mexiko hin- und herpendelt. Diese ›Pendelwanderungen‹ über Tausende von Kilometern und mit Arbeitsaufenthalten in den USA von im Gesamtdurchschnitt etwa zweieinhalb Jahren

sind aber durchaus nicht einfach als immer wieder gescheiterte Immigrationsversuche zu interpretieren. Probleme mit dem Aufenthaltsstatus werden extrem selten als Grund für den Jobwechsel genannt. Auf der Grundlage der Befragungen und einer ersten Auswertung der darin ebenfalls erhobenen Migrationsverläufe der Eltern, Geschwister und Kinder der Befragten sowie einer vorläufigen Analyse von biographischen Interviews und Feldbeobachtungen ergeben sich einige zusätzliche Charakteristika für diese Gruppe der Transmigranten.

Die Transmigranten sind in der Regel in hochkomplexe transnationale soziale (Familien- und Clan-)Netze eingewoben. Diese sozialen Netzwerke spannen sich pluri-lokal zwischen der Herkunftsregion im Bundesstaat Puebla/Mexiko und der Ankunftsregion im Großraum von New York auf. Sie geben den Arbeitswanderern ein kalkulierbares und alltagsweltliches Gefüge von Informationen über Erwerbsgelegenheiten, von Möglichkeiten der Geldanleihe für Transportkosten, eine Unterkunftsinfrastruktur und auch eine identifikative ›mehrrtige und mehrwertige Heimat‹. Diese Netzwerkstrukturen implizieren auch langfristige wechselseitige Fürsorge- und Verpflichtungsbeziehungen. Während die Netzwerkstrukturen also einerseits durch ihre materiale und soziale Infrastruktur transnationale Wanderungen erleichtern und mögliche Reibungsverluste abbauen helfen, tragen sie andererseits selbst auch zur vermehrten Rück- und Pendelwanderung bei, weil und indem sie transnationale Strukturen von Loyalität und Rücksichtnahme befördern.

Wem der in Mexiko zurückgebliebene *padrino* (eine Art Pate) durch Geld und soziales Kapital eine Erwerbschance in New York eröffnet hat, der wird sich auch eher verpflichtet fühlen, diesem etwa im Krankheitsfalle zur Seite zu stehen und dafür nach Mexiko zurückzukehren. Die gleichen *transnationalen Sozialräume*, die grenzüberschreitende Arbeitswanderung ermöglichen und stützen, erzeugen in gewisser Hinsicht auch die Kräfte, die diese transnationale Arbeitswanderung zu einem *perpetuum mobile* machen und verhindern, daß allzuviele oder gar alle – als Auswanderer oder Rückkehrer – aus dem transnationalen Migrationskarrussell aussteigen. Wie Kugeln beim Flippern kommen die Transmigranten – im Sinne von Ortsgebundenheit – immer nur vorübergehend zur Ruhe. Unsere qualitativen Erhebungen lassen dabei vermuten, daß dies nicht nur bzw. nicht einmal in erster Linie als ein passives Gestoßenwerden und Erleiden von ›innerer Zerrissenheit‹ oder ›sozialer Desintegration‹ erfahren wird, sondern daß die Transmigranten mit dieser pluri-lokalen Existenz durchaus souverän und für sich und den Clanzusammenhang gewinnbringend umgehen (können).

Dies hängt eng mit einem weiteren Merkmal des Transmigrantentyps zusammen: dem eher tentativen und kurzfristigen Horizont der gesamten Lebens- und Erwerbsplanung. Hierauf verweisen etwa die Antworten auf die

Frage nach den Zukunftsplänen. Diese sind häufig eher diffus und auf einen überschaubaren Horizont von maximal einigen Jahren angelegt. Schon innerhalb der früh-industrialisierten Länder gibt es – etwa zwischen Deutschland und den USA – erhebliche Unterschiede hinsichtlich des Institutionalierungsgrades von Erwerbsverläufen. Dem sehr stark laubbahn- und berufsorientierten deutschen System mit langen Planungs- und Erwartungshorizonten steht das eher gelegenhets- und joborientierte US-amerikanische System gegenüber. Verschiedene Faktoren bewirken, daß in Mexiko und anderen lateinamerikanischen Ländern die Erwerbsverläufe und die darauf bezogenen Erwartungen noch weniger stabil und berechenbar sind als etwa in den USA.

So sind diese Länder etwa extremen wirtschaftlichen Kriseneinbrüchen und – zumindest bis zum Beginn der 1990 Jahre – hohen Inflationsraten von mehreren hundert Prozent im Jahr ausgesetzt. Zudem befinden sie sich in einem akzelerierten demographischen, wirtschaftlich-technischen und sozialen Umbruchprozeß. Die Normalitätserfahrung für die meisten der dort lebenden Menschen ist die *Kontinuität dieses Wandels* – und nicht etwa über Jahrzehnte stabile sozio-ökonomische Rahmenbedingungen der eigenen Daseinsvorsorge. Unter diesen Umständen macht es für die Menschen wenig Sinn, sehr langfristige Erwerbspläne und Lebensprojekte zu entwickeln. Diese Strukturbedingungen können die Emergenz und Stabilität von Transmigration befördern. Transmigranten gleichen damit weniger Ruderern, die unterwegs zu einem festgelegten Ankunftsziel sind, sondern eher Surfern, die ihre Lebensroute dynamisch sowohl nach eigenen Kraftanstrengungen und Richtungsentscheidungen als auch nach den jeweiligen Wind- und Wasserverhältnissen, sprich familiär-lebensweltlichen und sozio-ökonomischen Konjunkturen, bestimmen (lassen).

### Konsequenzen für Migrationsforschung und Migrationspolitik

Ausgangspunkt war die Überlegung, daß sowohl die sozialwissenschaftliche Migrationsforschung als auch die politische Migrationsdiskussion in Deutschland sehr stark auf die Frage der sozialen *Folgen* und Folgenbearbeitung von Einwanderung fokussiert und eingegrenzt ist. Im Zusammenhang umfassender wirtschaftlicher, kultureller, politischer und sozialer Globalisierung verändert sich seit dem letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts aber auch die Dynamik internationaler Wanderungsprozesse. Anhand ausgewählter neuerer nordamerikanischer Forschungen und eigener empirischer Untersuchungen über die Arbeitswanderung von Puebla/Mexiko nach New York wurde die Emergenz eines neuen Typus von Arbeitswanderern, der *Transmigranten*, vorgestellt. Die klassischen Typen der Immigranten, Remigranten und Diaspora-Wanderer werden damit nicht obsolet. Zumal für den

europäischen und deutschen Kontext muß die Frage nach der Existenz und Relevanz des Transmigranten-Typs eigenständig diskutiert werden. Die Wanderungstypologie für die Maghrebener in Frankreich dürfte dabei anders ausfallen als die der Türken in Deutschland.<sup>24</sup> In welchem Umfang und in welcher Ausformung sich der Typus des Transmigranten in Deutschland aufweisen läßt, hängt nicht zuletzt auch von den Wahrnehmungsmustern und theoretisch-analytischen Konzepten selbst ab, mit deren Hilfe internationale Migration untersucht wird.

Vereinfacht war die klassische Migrationsforschung auf die folgenden zwei Fragen fixiert: Wer wandert warum von einem nationalstaatlichen ›Container‹ in einen anderen? Mit welchen Folgewirkungen für die Migranten sowie die Ankunfts- und Herkunftsregion ist dies verbunden? Die neuere Migrationsforschung setzt dagegen vor allem an den Fragen an: In welchen sich wie verändernden und perpetuierenden Formen wandern unterschiedliche Typen von Migranten? Welche neuen, grenzüberschreitenden sozialen Wirklichkeiten werden dadurch konstruiert? Mit dieser Feststellung soll keine Wertung oder Gewichtung zwischen klassischer und neuerer Migrationsforschung verbunden sein. Ganz offensichtlich erfordert eine möglichst umfassende Forschungsprogrammatik das Einbeziehen sowohl klassischer als auch neuer Perspektiven auf internationale Migrationsprozesse. Und gerade in Bezug auf diese neuen Perspektiven hat Deutschland im internationalen Vergleich ganz gewiß einen erheblichen Nachholbedarf.

Deutschland war im Selbstverständnis der Mehrheit seiner Bürger und seiner Politiker bis in die 1990er Jahre hinein – kontrafaktisch!? – kein Einwanderungsland. Der politische Richtungsstreit konzentrierte sich lange Zeit auf die Frage, ob aus ›Gastarbeitern‹ überhaupt ›Mitbürger‹ werden sollten. Erst langsam verschiebt sich der Diskurs auf die Frage, was denn unter den gegebenen Umständen als ›soziale Integration von Migranten‹ verstanden werden soll und wie diese eventuell optimiert werden könnte. Es ist weiterhin äußerst umstritten, inwieweit sich Deutschland überhaupt als eine multikulturelle und multiethnische Gesellschaft versteht und verstehen sollte.<sup>25</sup> Wie verschiedentlich aus sozialwissenschaftlicher Sicht festgestellt wurde<sup>26</sup>,

---

24 Vgl. dazu Hedwig Rudolph/Mirjana Morokvasic (Hg.), *Bridging States and Markets. International Migration in the Early 1990s*, Berlin 1993; Pries (Hg.), *Transnationale Migration*.

25 Friedrich Heckmann, *Ethnische Minderheiten, Volk und Nation*, Stuttgart 1992; Alf Mintzel, *Multikulturelle Gesellschaften in Europa und Nordamerika. Konzepte, Streitfragen, Analysen, Befunde*, Passau 1997; Michael Bommes, *Migration und nationaler Wohlfahrtsstaat. Ein differenzierungstheoretischer Entwurf*, Opladen 1999.

26 Sarah Collinson, *Europe and International Migration*, New York/London 1994; Robert Miles/Dietrich Thränhardt (Hg.), *Migration and European Integration: The Dynamics of Inclusion and Exclusion*, London/Cranbury 1995; Steffen Angenendt (Hg.), *Migration und Flucht. Aufgaben und Strategien für Deutschland, Europa und*

ist eine Europäisierung von Themen wie ›Zuwanderung‹, ›multikulturelle Sozialräume‹ oder ›Integration‹ bisher vorwiegend im restriktiven Sinne von Beschränkung und Kontrolle, nicht aber zivilgesellschaftlich vorwärtsgerichtet erfolgt. Vieles spricht dafür, daß sozialwissenschaftliche und speziell soziologische Migrationsforschung hier in Zukunft eine wichtigere Rolle spielen kann, als dies in der Vergangenheit der Fall war. Die ›real existierenden Migrationsströme‹<sup>27</sup> im Weltmaßstab und im europäischen Kontext sowie die hierdurch geschaffenen sozialen Wirklichkeiten in einer erweiterten Perspektive von Globalisierung und Transnationalismus zu untersuchen sollte der Ausgangspunkt für die Diskussion von Zukunftsszenarien und politischen Gestaltungsoptionen internationaler Migration sein.

Die Wahrnehmung und Berücksichtigung von Transmigration hat auch für die Migrationspolitik erhebliche Konsequenzen. Transmigranten zu einer eindeutigen Entscheidung für die Staatsbürgerschaft des Herkunfts- oder des Ankunftslandes zu zwingen, kommt z.B. dem Versuch gleich, Menschen zu einer endgültigen und einseitigen Parteinahme entweder für den Vater oder für die Mutter zu bewegen. Wenn es Transmigranten auch bei uns gibt und ihre Bedeutung vielleicht in der Zukunft noch zunehmen wird, dann müßte dies erhebliche Konsequenzen etwa für die – transnational und transkulturell anzulegende – Bildung und Erziehung haben. Transmigranten bedrohen stärker als Immigranten die Vorstellung von einer ethnisch, sozial und kulturell homogenen ›Nationalgesellschaft‹ – aber sie bedrohen nur die Vorstellung davon, denn die Wirklichkeit sieht ja längst anders aus. In letzterer können Transmigranten eine wichtige transnationale Brückenfunktion im Globalisierungsprozeß übernehmen, nicht im Sinne der traditionellen Logik von *Einschluß* und *Ausschluß*, sondern in der Perspektive des *Aufschlusses*.

---

die internationale Gemeinschaft (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bd. 342), München 1997.

- 27 Interessant sind in diesem Zusammenhang die Studie von Jörg Alt, *Illegal in Deutschland. Forschungsprojekt zur Lebenslage ›illegaler‹ Migranten in Leipzig, Karlsruhe 1999*, über sich in Deutschland aufhaltende Migranten ohne gültige Aufenthaltsdokumente (deren Zahl der Autor immerhin auf über 1 Million schätzt), sowie der Sammelband: Eberhard Eichenhofer (Hg.), *Migration und Illegalität* (IMIS-Schriften, Bd. 7), Osnabrück 1999.



# Detlef Müller-Mahn

## Ein ägyptisches Dorf in Paris

### Eine empirische Studie zur Süd-Nord-Migration am Beispiel ägyptischer ›Sans-papiers‹ in Frankreich

Sibrbay ist ein Dorf in der Mitte des Nildeltas. Auf den ersten Blick unterscheidet es sich kaum von anderen ländlichen Siedlungen der Umgebung: dichte Bebauung, Scharen von Menschen in den engen Gassen, dazwischen Vieh, Ackergeräte und Werkstätten. Das unspektakuläre Erscheinungsbild des Ortes läßt kaum vermuten, daß hier in den vergangenen Jahren ein transnationales Migrantennetzwerk entstanden ist, an dessen anderem geographischen Ende die französische Hauptstadt liegt. Nicht die arabischen Ölförderstaaten sind das Ziel der arbeitssuchenden jungen Männer aus Sibrbay, sondern Europa. Etwa 250 bis 300 Männer aus dem Dorf leben und arbeiten zur Zeit in Paris.<sup>1</sup>

Die Frage ist naheliegend, warum und wie sich gerade in diesem ägyptischen Dorf eine solche Form der Süd-Nord-Migration herausbildete. Warum gehen die Leute aus Sibrbay ausgerechnet nach Paris? Was unterscheidet die Migranten von denen, die zu Hause bleiben? Wie erleben sie die Fremde? Welche Rückwirkungen hat die Migration auf das Heimatdorf? Diesen Fragen ist im folgenden nachzugehen.

Entscheidend für das Verständnis von Migrationsprozessen ist die Beschäftigung mit den Netzwerken, die den internen Zusammenhalt der Migrantengruppe und die Verbindungen zwischen Herkunfts- und Zielgebieten strukturieren. In der hier vorzustellenden empirischen Fallstudie sollen die verschiedenen Schritte der Migration nachvollzogen werden, von der Aufbruchentscheidung über die Reise nach Europa, die Organisation von Arbeit und Alltag in der Fremde bis hin zu den Transferleistungen und der Rückkehr in das Heimatland beziehungsweise der Integration im Gastland. Für das Verständnis von Entscheidungen spielen die Motive der Menschen eine besondere Rolle. Die Auseinandersetzung mit individuellen Perspektiven der Migranten und ihrem subjektiven Erleben der Ausnahmesituation in der

---

1 Die genaue Zahl der Migranten aus Sibrbay in Paris läßt sich nicht ermitteln. Die hier angegebene Zahl ist ein Schätzwert, der sich auf Befragungen in beiden Orten stützt. Die Auskünfte der Migranten selbst schwankten zwischen 50 und 1.000.

Fremde erfordert einen qualitativen Forschungsansatz, der durch quantitative Angaben ergänzt wird. Qualitative Untersuchungsergebnisse sind im wesentlichen Biographien und Erzählungen einzelner Migranten. Grundlage für die statistischen Aufstellungen ist eine in Paris durchgeführte Befragung, in der im Juli 1998 insgesamt 92 Migranten aus Sibrbay erfaßt werden konnten.

Wesentlich für die Konzeption dieser Fallstudie ist die Tatsache, daß der Autor viele der Migranten, die heute in Paris leben, bereits vor ihrer Reise nach Europa in ihrem Heimatort im Rahmen eines Forschungsprojektes über ländliche Entwicklung in Ägypten kennenlernte. Diese persönlichen Kontakte wurden seit 1995 durch regelmäßige Besuche in Paris fortgeführt und erweitert.<sup>2</sup>

Die Untersuchung kann wegen der begrenzten Zahl der einbezogenen Personen und wegen der besonderen Umstände ihrer Entstehung keinen Anspruch auf statistisch abgesicherte Repräsentativität erheben. Weiterhin muß als Einschränkung vorausgeschickt werden, daß einige der im Rahmen der Feldforschung ermittelten Informationen nicht im Detail dargestellt werden können, weil die Auskunftsbereitschaft der überwiegend in der Illegalität lebenden und arbeitenden Informanten auf langjähriger Bekanntschaft und somit einem Vertrauensverhältnis zum Autor beruhten. Sämtliche im Text und den Fallbeispielen genannten Namen sind anonymisiert.

## Das Dorf in Ägypten: Sozialer Hintergrund und Migrationsentscheidung

Der folgende Abschnitt befaßt sich mit der Frage, aus welchem Milieu die Migranten stammen und welche Faktoren zu ihrer Aufbruchentscheidung beigetragen haben. Dazu seien zunächst einige allgemeine Informationen über den Herkunftsort gegeben, um dann zu untersuchen, wodurch sich die Gruppe der Migranten innerhalb der Bevölkerung dieses Ortes auszeichnet und welche Motive ihrer Entscheidung zugrundeliegen.

Sibrbay ist ein altes Dorf im zentralen Nildelta am nördlichen Rand der Großstadt Tanta, dessen Einwohnerzahl in den vergangenen Jahren rasch auf inzwischen über 22.000 anwuchs.<sup>3</sup> Die jüngere Entwicklung des Ortes wird durch Suburbanisierungsprozesse bestimmt, die von der benachbarten Stadt ausgehen. Nach und nach überlagern sie die ruralen Charakteristika des Dor-

---

2 Die Gespräche wurden mit wenigen Ausnahmen auf Arabisch geführt. Die im Text wiedergegebenen Passagen über Migrationserfahrungen der Zuwanderer aus Sibrbay beruhen auf Gedächtnisprotokollen des Autors.

3 Eigene Berechnung auf der Grundlage von CAPMAS: Gouvernorat al-Gharbiya. Zensus 1996, vorläufige Ergebnisse (arab.), Kairo 1996.

fes.<sup>4</sup> Verstärkt wird dieser Effekt wie in vielen anderen stadtnahen Dörfern des zentralen Nildeltas durch den verbesserten Bildungsstand der Bevölkerung und den Zuzug von Städtern.<sup>5</sup> Infolgedessen hat die ökonomische Bedeutung der Landwirtschaft für die Existenzsicherung der Familien in den vergangenen drei Jahrzehnten kontinuierlich abgenommen. Seit Mitte der 1970er Jahre erlebte der Ort einen beispiellosen Bauboom, der zu einer Verriefachung der Siedlungsfläche und einem weitgehenden Umbau des Gebäudebestandes im alten Ortskern führte. Im Gegensatz zu den traditionellen ein- bis zweistöckigen Bauernhäusern wurden die Neubauten in Betonständerbauweise mit drei oder vier, gelegentlich sogar bis zu sechs Geschossen errichtet. Die im Vergleich mit anderen ländlichen Siedlungen in Ägypten ungewöhnlich weitgehende Umgestaltung des Dorfes und die extreme horizontale und vertikale Expansion zeigen, daß in den vergangenen Jahren ein massiver Kapitalzufluß von außen stattgefunden hat.

Die wichtigste Quelle zur Finanzierung des Baubooms, der ganz Ägypten seit Ende der 1970er Jahre erfaßte, sind ›Gastarbeiter‹-Rücküberweisungen. Als bevorzugte Zielländer ägyptischer Arbeitsmigranten gelten bis heute die arabischen Ölförderstaaten. Sie hatten vor allem während der 1980er Jahre eine Art Ventilfunktion für den überbesetzten ägyptischen Arbeitsmarkt, indem sie vielen jungen Männern, die zu Hause nur als Tagelöhner oder als unterbeschäftigte mithelfende Familienangehörige in der Landwirtschaft ihren Lebensunterhalt hätten verdienen können, die Möglichkeit zum Gelderwerb und damit zur Gründung eines eigenen Hausstandes boten. Selbst die Daheimgebliebenen profitierten von dem massiven Abzug von Arbeitskräften, weil der dadurch verursachte Mangel an Saisonarbeitern in der Landwirtschaft zu deutlichen Lohnsteigerungen führte.<sup>6</sup>

Der Zentralbereich des Nildeltas ist mit durchschnittlich 1.400 Einwohnern pro Quadratkilometer<sup>7</sup> extrem dicht besiedelt. Die landwirtschaftlichen Betriebe sind so klein, daß nur ein Anteil von etwa 10 Prozent aller ländlichen Familien in der Lage ist, den Lebensunterhalt durch die Agrarproduk-

---

4 Eine ausführliche Darstellung der Entwicklung von Sibrbay wird in Kürze an anderer Stelle erscheinen, s. Detlef Müller-Mahn, *Fellachendörfer. Sozialgeographischer Wandel im ländlichen Ägypten* (Erdkundliches Wissen, Bd. 127), Stuttgart [2000].

5 Vgl. Sylvie Fanchette, *Les migrations pendulaire dans le centre et le sud du Delta du Nil*, in: Robert Escallier/Pierre Signoles (Hg.), *Les nouvelles formes de la mobilité spatiale dans le monde arabe*. Tome II, URBAMA, Fascicule de Recherches 28, Tours 1995, S. 353–380.

6 Alan Richards/Philip L. Martin/Rifaat Nagaar, *Labor Shortages in Egyptian Agriculture*, in: Alan Richards/Philip L. Martin (Hg.), *Migration, Mechanization, and Agricultural Labor Markets in Egypt*, Boulder 1983, S. 21–44.

7 Fanchette, *Les migrations pendulaire*, S. 354.

tion zu decken.<sup>8</sup> Dieser Prozentsatz liegt in Sibrbay sogar noch niedriger, wie eine Befragung im Jahre 1992 ergab.<sup>9</sup> Die landwirtschaftlichen Betriebe werden überwiegend im Nebenerwerb bewirtschaftet. Besonders kritisch ist die Beschäftigungssituation für Schul- und Universitätsabsolventen, die nach ihrem Abschluß häufig jahrelang kein regelmäßiges Einkommen finden. Landknappheit und Mangel an alternativen Beschäftigungsmöglichkeiten werden deshalb in verschiedenen Studien als die entscheidenden ›push‹-Faktoren für die temporäre internationale Arbeitsmigration in Ägypten angeführt.<sup>10</sup>

Mit dem Rückgang der Ölpreise seit 1984, der verstärkten Anwerbung von nichtarabischen ›Gastarbeitern‹ in den Ölstaaten und schließlich der durch den zweiten Golfkrieg ausgelösten Rückkehr fast aller Arbeiter aus dem Irak im Jahre 1990/91 sank das Arbeitsplatzangebot für Ägypter in den Golfstaaten drastisch.<sup>11</sup> Für viele junge Männer in den überbevölkerten Kleinbauerndörfern im Delta bedeutete dies, daß ihre Chancen zum Aufbau einer eigenständigen wirtschaftlichen und sozialen Existenz erheblich beeinträchtigt wurden. In Sibrbay, wo in den 1970er und 1980er Jahren immerhin ein Viertel aller Männer für einen Zeitraum von meist zwei bis drei Jahren in Saudi-Arabien oder dem Irak gearbeitet hatte<sup>12</sup>, brachte der plötzliche Wegfall der Arbeitsmöglichkeiten im arabischen Ausland die Zukunftsplanungen einer ganzen Altersklasse durcheinander. Auf der Suche nach anderen Einkommensmöglichkeiten orientierten sich daraufhin einige der jungen Männer, die ursprünglich in den Irak reisen wollten, in eine völlig andere Richtung: nach Europa.

Tabelle 1 zeigt, seit wann die in der Untersuchung in Paris im Juli 1998 erfaßten Personen aus Sibrbay bereits in Frankreich leben. Deutlich wird in dem Anstieg der Zahlen 1991/92 der zeitliche Zusammenhang zwischen den geopolitischen Veränderungen in der Golfregion Anfang der 1990er Jahre und der Zuwanderung nach Frankreich. Die in Sibrbay festzustellende Ver-

- 
- 8 Dazu s. entsprechende Fallstudien bei Simon Commander, *The State and Agricultural Development in Egypt since 1973*, London 1987, S. 144; Samir Radwan/Eddy Lee, *Agrarian Change in Egypt – an Anatomy of Rural Poverty*, London 1986, S. 31f.; Georg Stauth, *Die Fellachen im Nildelta: Zur Struktur des Konflikts zwischen Subsistenz- und Warenproduktion im ländlichen Ägypten*, Wiesbaden 1983; ders., *Stadt und Land in Ägypten – Folgen der Modernisierung*, Berlin 1990.
  - 9 Müller-Mahn, *Fellachendörfer*.
  - 10 Atef Hanna Nada, *Impact of Temporary International Migration on Rural Egypt* (Cairo Papers in Social Science, 14. 1991, H. 3); Elasiad Nour, *Ländliche Ökonomie im Schatten der interarabischen Arbeitsmigration am Beispiel eines ägyptischen Dorfes im Nildelta* (Studien zur Volkswirtschaft des Vorderen Orients, Bd. 7), Hamburg 1995.
  - 11 Günter Meyer, *Arbeiterwanderungen in die Golfstaaten*, in: *Geographische Rundschau*, 47. 1995, S. 423–428.
  - 12 Eigene Befragung 1992.

lagerung der Migrationsrichtung läßt sich demzufolge als eine Reaktion auf die Blockade der bisherigen Zielgebiete deuten. Offen bleibt dabei aber die Frage, warum sich die Migranten aus Sibrbay ausgerechnet Paris als Ziel ausgewählt haben.

*Table 1: Jahr der ersten Einreise nach Frankreich*

Einreisejahr	1981/86	1987/88	1989/90	1991/92	1993/94	1995/96	1997/98
Anzahl	4	7	10	25	14	20	7

(n = 92); Quelle: Befragung Juli 1998

Der Grund dafür, daß Frankreich seit dem Sommer 1990 so rasch den Irak als wichtigstes Zielland für Arbeitsmigranten aus Sibrbay ablösen konnte, liegt darin, daß schon seit Mitte der 1970er Jahre einige Männer aus dem Dorf in Paris lebten. Diese ersten ›Pioniere‹ kamen eher zufällig hierher, fungierten aber fortan als Anlaufadressen für ihre nachkommenden Landsleute.

Über die ersten Anfänge des Zuzugs nach Paris werden von den Informanten verschiedene und zum Teil widersprüchliche Versionen erzählt, aber den Anfang einer langen Kette von Migranten dürfte wohl ein Mann gemacht haben, den es bereits in den 1950er Jahren aus Sibrbay nach Paris verschlug. Er hatte als Koch bei einer französischen Familie gearbeitet und war dieser bei ihrer Rückkehr nach Frankreich gefolgt. Dort heiratete er eine Französin, nahm die französische Staatsbürgerschaft an und integrierte sich vollkommen in seine neue Umgebung, unterhielt aber weiterhin Beziehungen in das Heimatdorf, wo seine Eltern und Verwandten wohnten. Ende der 1970er Jahre wurde er dann von einigen Studenten aus Sibrbay besucht, die als Touristen nach Frankreich kamen und sich Geld zur Finanzierung ihrer Reise verdienen wollten.

Aus diesen ersten Arbeitskontakten entstand in den Folgejahren ein gut durchorganisiertes Netzwerk von Migranten aus Sibrbay in Paris, die sich gegenseitig bei der Arbeitsuche unterstützten und die Neuankömmlinge aus dem Heimatdorf aufnahmen. Familiäre Beziehungen zu auslandserfahrenen Personen erleichterten neuankommenden Migranten den Zugang zum Gastland. Wie an späterer Stelle noch zu zeigen sein wird, spielten deshalb die verwandtschaftlichen Verbindungen eine zentrale Rolle bei der Steuerung des Nachzuges und für die Erfolgchancen der Neuzugänger bei der Existenzsicherung in der Fremde.

Als nächstes ist die Frage zu beantworten, wodurch sich die Migranten von den Nicht-Migranten in ihrem Dorf unterscheiden. Auch dazu sei zunächst wieder auf die Untersuchungsergebnisse zurückgegriffen, die in den Tabellen 2 und 3 dargestellt sind. Die Tabellen zeigen den Ausbildungsstand

und die Beschäftigung der Migranten vor ihrer Ausreise. Aufgrund dieser Angaben läßt sich vermuten, daß Mobilität und Flexibilität der Migranten durch ihren überdurchschnittlichen Bildungsstand und durch ihre frühere berufliche Tätigkeit begünstigt wurden. Wie zu sehen ist, hatten immerhin 16 der statistisch erfaßten 92 ägyptischen ›Gastarbeiter‹ ein Universitätsstudium angefangen beziehungsweise abgeschlossen. Der große Anteil der Hochschulabgänger ist dadurch zu erklären, daß die Arbeitslosenraten in dieser Gruppe seit Aufhebung der staatlichen Beschäftigungsgarantien Mitte der 1980er Jahre kontinuierlich angestiegen sind.

Hinsichtlich der beruflichen Beschäftigung vor der Reise nach Europa fällt in Tabelle 3 der hohe Anteil von Befragten auf, die eine Tätigkeit im handwerklichen Bereich ausübten.

Dazu gehören zum Beispiel drei Brüder, die in Sibrbay als Schreiner arbeiteten. Der älteste der drei kam schon 1988 nach Paris. Er arbeitete zuerst als Anstreicher, fand dann aber eine Beschäftigung in seinem alten Beruf. Er holte seine beiden jüngeren Brüder 1991 und 1997 nach, und gemeinsam gelang es ihnen, sich eine eigene Schreinerei aufzubauen, die inzwischen gut eingeführt ist. Ihren Verdienst investierten sie zum Teil in die Einrichtung einer neuen Werkstatt in Sibrbay, in der mehrere Angestellte unter der Leitung ihres Vaters arbeiten.

Häufig ausgeübte handwerkliche Berufe vor der Übersiedlung nach Europa waren die des Klempners und des Elektrikers. Neben den Handwerkern befanden sich in der untersuchten Migrantengruppe immerhin 12 ehemalige Angestellte, die ihr gesichertes, aber schlecht bezahltes Arbeitsverhältnis im ägyptischen Staatsdienst zugunsten einer risikoreicheren, aber einträglicheren Tätigkeit im Ausland aufgaben. Schließlich wurden noch die Berufsgruppen Bauer und Handel/Restaurant genannt. Diese Beschäftigungsfelder sind in Ägypten häufig Bereiche, in denen sich ein hoher Anteil verdeckter Arbeitslosigkeit verbirgt. Die Arbeitskraft in landwirtschaftlichen Kleinbetrieben ist meist nur unvollständig ausgelastet, und auch die zahlreichen kleinen Läden und Kioske, in denen einige der Befragten gearbeitet hatten, können kaum die Versorgung einer Familie sichern.

*Tabelle 2: Ausbildungsstand der Arbeitsmigranten*

---

Sekundarschulabschluß	27
Gewerbeschulabschluß (›Diplom‹)	17
Universität	16
Keine Angaben	27

---

Quelle: Befragung Juli 1998; n = 92

Tabelle 3: Beschäftigung in Ägypten vor der Reise nach Europa

Handwerker	23
Angestellter	12
Handel, Restaurant	10
Schulbesuch, Universität	10
Bauer	7
Ohne Beschäftigung	5
Keine Angaben	25

Quelle: Befragung Juli 1998; n = 92

Wie vielschichtig die Motive der Migranten sein können, zeigt das Beispiel des 28 Jahre alten Ibrahim:

Ibrahim stammt aus einer für die Verhältnisse des Dorfes durchaus wohlhabenden Familie, die eine Bäckerei besitzt und von den Einkünften gut leben kann. Er betont deshalb ausdrücklich, daß für ihn nicht wirtschaftliche Gründe ausschlaggebend für die gefährvolle Reise in die Fremde waren, sondern familiäre: Als ältester von vier Brüdern hatte er früher die Hauptlast im Familienbetrieb zu tragen, während sein Vater nur noch die Aufsicht führte und seine jüngeren Brüder mit dem Lieferwagen »spazierenfahren« und sich an der schweren Arbeit nicht genug beteiligten. Jetzt spart er in Paris das Kapital zusammen, um eine automatische Backanlage anzuschaffen und sich damit zukünftig zu Hause den Ärger mit seinen Brüdern und den Bäckereihilfen zu ersparen. Ein zweiter Grund für seinen Aufbruch neben der Unzufriedenheit mit seiner Arbeit zu Hause war auch das Vorbild der anderen Männer aus Sibrbay, die bereits in der Ferne ihr Glück gemacht hatten. Alle, die zu Besuch in das Dorf kamen oder nach ein paar Jahren im Ausland nach Hause zurückkehrten, erzählten aufregende Dinge über Paris und beschrieben das Leben dort in leuchtenden Farben. Außerdem brachten sie reiche Geschenke mit, kauften Land, bauten Häuser und konnten teure Hochzeiten ausrichten. Heute weiß Ibrahim aus eigener Erfahrung, daß diese Rückkehrer – so sagt er wörtlich – alle gelogen haben und daß das Leben in Paris für Leute wie ihn öde und schlecht ist. Trotzdem hätte er früher niemandem geglaubt, der die Schattenseiten von Paris geschildert hätte, weil er nur den Reichtum der Rückkehrer sehen konnte. Sein Wunsch ist es, noch eine Weile hier auszuhalten, viel Geld zu verdienen, und dann zu seiner Familie heimzukehren.

Ein zentrales Motiv für den Aufbruch nach Europa läßt sich im Zusammenhang mit der in Tabelle 4 dargestellten Altersstruktur erklären.

*Tabelle 4: Altersstruktur der Arbeitsmigranten aus Sibrbay in Paris*

Alter (Jahre)	16–20	21–25	26–30	31–35	36–40	41–45
Anzahl	2	14	12	32	17	10

Quelle: Befragung Juli 1998; n = 92; unbekannt = 5

Tabelle 4 zur Altersstruktur der untersuchten Migrantengruppe zeigt, daß die Altersklasse zwischen 31 und 35 Jahren mit Abstand am stärksten vertreten ist. Diese Verteilung hat verschiedene Gründe. Die Mitglieder der größten Altersklasse gelangten überwiegend bereits in den beiden Jahren nach Ende des Golfkrieges 1991 hierher, waren damals also Mitte 20. Die meisten Arbeitsmigranten sind, wenn sie zum ersten Mal nach Frankreich reisen, unverheiratet. Häufigstes Motiv für ihre Aufbruchentscheidung ist es, diesen Zustand möglichst rasch zu beenden. Drei Viertel der interviewten Männer unter 35 Jahren gaben an, daß sie Geld verdienen wollten, um in Ägypten heiraten zu können. Manche von ihnen verlobten sich noch kurz vor der Abreise und blieben dann jahrelang in Frankreich, während ihre zukünftigen Ehefrauen in Ägypten warteten und auf eine reiche Mitgift hofften. Aus diesen Ergebnissen läßt sich hinsichtlich der Aufbruchentscheidung folgern, daß die Migration aus Sibrbay nach Europa nicht eine Reaktion auf eine unmittelbar existenzbedrohende Not darstellt. Vielmehr erhoffen sich die Migranten dadurch eine langfristige Verbesserung ihrer wirtschaftlichen und sozialen Lage.

## Der Weg nach Europa

Wenn der Entschluß gefallen ist, in Frankreich nach Arbeit zu suchen, haben die Reisewilligen eine Vielzahl von Schwierigkeiten zu überwinden. Zunächst einmal müssen sie entscheiden, auf welche Weise sie versuchen wollen, die gut gesicherten europäischen Außengrenzen zu überwinden. Von zurückgekehrten Migranten kennen sie verschiedene Wege, über die man nach Europa hineingelangen kann, aber sie wissen auch von den Gefahren, mit denen sie rechnen müssen. Die meisten von ihnen waren vorher noch nie außerhalb Ägyptens, sprechen weder Französisch noch Englisch und beschäftigen sich deshalb monatelang mit dem Für und Wider eines Aufbruchs ins Unbekannte. Die Stimmung der Migrationswilligen wird durch eine Mischung von Unsicherheit, Trennungsschmerz und Angst bestimmt, und nur selten durch positiv-optimistische Einstellungen wie Abenteurerlust, Neugier auf ein anderes Land oder gar Vorfreude auf die Reise.

Unter diesen Umständen wenden sich viele an einen ›Reiseorganisator‹, der sich auf diese Form von Reisen spezialisiert hat und weiß, wie man nach Europa hineinkommen kann. Auch in Sibrbay gibt es zwei solche

Fachmänner für schwierige Reisewege, die selbst zu den ersten Arbeitsmigranten in Frankreich gehört hatten. Sie verfügen über weitreichende Erfahrungen und gute Kontakte, um die Reisenden zumeist in kleinen Gruppen sicher nach Europa zu bringen. Zu ihren Dienstleistungen gehört das Einholen von Touristen- oder Geschäftsvisa für verschiedene EU-Staaten, zum Beispiel in Verbindung mit (fingierten) Messebesuchen oder touristischen Veranstaltungen. Außerdem übernehmen sie die Organisation der Flug- oder Landreise und schließlich sogar, falls der Kunde dies wünscht, die Betreuung durch Kontakteleute im Zielland. Mit gültigen Reisepapieren kann die Einreise nach Europa legal und risikofrei erfolgen, was aber natürlich seinen Preis hat: Eine Reiseorganisation mit Erfolgsgarantie kostete 1998 umgerechnet etwa 6.000 bis 8.000 DM pro Person<sup>13</sup>, mit deutlicher Steigerungstendenz.

Um einen solchen Betrag aufbringen zu können, gibt es nach Auskunft der in Paris befragten Migranten im wesentlichen zwei Möglichkeiten: Der erste Weg, das Geld zu beschaffen, besteht darin, Land oder Vieh zu verkaufen. Diese Finanzierungsart ist jedoch eher unpopulär, weil die meisten der jungen Migranten ja gerade deshalb ins Ausland gehen, weil sie Land für den Bau eines Hauses kaufen wollen. Der Besitz von Ackerland, auch wenn es sich nur um kleine Parzellen handelt, ist eine wichtige Grundlage zur Festigung des familiären Status. Bevorzugt wird daher die zweite Alternative, nämlich den erforderlichen Betrag von Verwandten zu leihen. Typischerweise sind solche finanziellen Unterstützungen auf die engere Familie beschränkt in der Erwartung, daß die »Gastarbeiter«-Rücküberweisungen für ein gemeinsames großes Haus oder ein wirtschaftlich lukratives Projekt verwendet werden.

Billiger wird die Überfahrt, wenn man die Reise selbst organisiert. Wer Glück hat, erreicht sein Ziel dann schon für 2.000 DM, aber das Risiko läßt sich für solche »Abenteurer« nur schwer kalkulieren. Manche Männer aus Sibrbay haben schon mehrfach versucht, das Mittelmeer zu überwinden, sind aber jedesmal an Grenzkontrollen oder anderen Hindernissen unterwegs gescheitert.

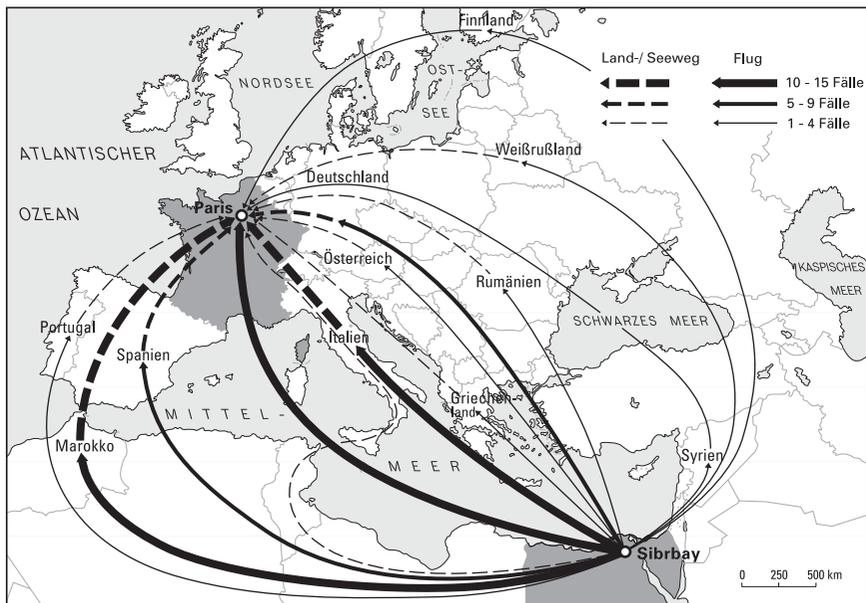
Ein Beispiel dafür ist Hassan, der 1986 zum ersten Mal nach Paris kam, aber schon nach sechs Monaten von der Polizei aufgegriffen und wieder abgeschoben wurde. In Ägypten borgte er sich Geld für einen weiteren Einreiseversuch über Belgien nach Frankreich. Diesmal war er erfolgreicher. Nach drei Jahren, die ihm schon eine erfreuliche Verbesserung seiner Vermögensverhältnisse gebracht hatten, wurde er jedoch ein zweites Mal festgenommen und wieder nach Ägypten abgeschoben. Von 1991 bis 1995 investierte er all sein Erspartes in drei weitere Einreiseversuche, die aber alle scheiterten. Beim ersten Versuch wollte er auf einem Flug nach Marokko das Flugzeug wäh-

---

13 Als Extremwerte wurden Preise von bis zu 15.000 DM genannt.

rend eines Zwischenstopps in Barcelona verlassen, wurde dabei jedoch festgenommen. Sein zweiter Versuch endete in Tunis, als ihm kurz vor der Überfahrt nach Italien sein Geld gestohlen wurde. Völlig mittellos mußte er sich auf dem Landweg per Anhalter durch Libyen bis nach Ägypten durchschlagen. Der dritte Anlauf schließlich scheiterte in Marokko, wo er ohne Visum einreisen wollte und auf eigene Kosten wieder nach Ägypten abgeschoben wurde.

Karte 1: Reisewege von Sibrbay nach Paris



Karte 1 zeigt die Anreisewege von jenen 55 erfolgreichen Arbeitsmigranten aus Sibrbay, die darüber in Paris zur Auskunft bereit waren. Es fällt auf, wie breit die dargestellten alternativen Routen aufgefächert sind: Im Westen verlaufen sie über Marokko und die Straße von Gibraltar, während die Ostroute mit dem langen Weg über Rußland oder andere osteuropäische Staaten und schließlich über die Oder-Neiße-Grenze führt. Die Hauptwege in der Abbildung ziehen über Land durch Süd- und Westeuropa. Marokko hatte bis 1990 eine besondere Attraktivität als ›Sprungbrett‹ nach Europa, aber seitdem hat sich die bevorzugte Route nach Italien verschoben. Nach verschärften Kontrollen in der Straße von Gibraltar und zahlreichen Unfällen beim Übersetzen wird dieser Weg von den Leuten aus Sibrbay heute nicht

mehr favorisiert. Besonders billig, dafür aber um so abenteuerlicher ist die Anreise über Ost- bzw. Südosteuropa, von wo aus die EU-Außengrenze auf dem Landweg überquert werden muß. Die folgende Geschichte sei in aller Ausführlichkeit dokumentiert, um begreifbar zu machen, wie aufwühlend das Erlebnis der Reise für viele der jungen Männer ist, die zuvor noch nicht weit über ihr Dorf hinausgekommen waren.

Im Oktober 1995 ließ sich Ali von dem Reiseorganisator in seinem Heimatdorf ein Flugticket und ein Visum für Weißrußland besorgen, was ihn umgerechnet etwa 3.700 DM kostete. Im Preis eingeschlossen war jedoch nicht die weitere Organisation der Reise. Bei einer Zwischenlandung in Kiew verließ er das Flugzeug und wurde von einem ägyptischen Kontaktmann in Empfang genommen, der ihm ein Visum für Polen verschaffte. Während der zwei Wochen in Kiew konnte er gegen Bezahlung bei seinem Landsmann Unterkunft finden. Mit dem Zug fuhr er dann Mitte November weiter Richtung Warschau, hatte aber Pech, denn er wurde an der polnischen Grenze zurückgewiesen. Da er auch für die Ukraine nur ein Transitvisum gehabt hatte, konnte er auch nicht mehr zurück. Schließlich nahmen ihm die Grenzbeamten der Ukraine 400 Dollar ab und ließen ihn mit einem neuerlichen Transitvisum für ein paar Tage wieder nach Kiew zurückreisen. Da Ali wenig Zeit hatte und fast kein Geld mehr, blieb ihm gar nichts anderes übrig, als noch einmal die Einreise per Zug nach Polen zu wagen. Diesmal hatte er Glück und wurde an der Grenze durchgelassen. Es wäre geschickter gewesen, wie er im nachhinein feststellte, sein letztes Bargeld gleich für die Einreise nach Polen einzusetzen. In Warschau traf er wieder einige Ägypter, deren Adresse ihm sein Helfer in Kiew mitgegeben hatte. Sie hatten Kontakt zu einer Gruppe von Polen und Ukrainern, die sich um die Weiterleitung von Transitreisenden nach Deutschland kümmerten.

Man fuhr ihn zusammen mit einer Gruppe von Reisenden aus Ägypten und verschiedenen anderen Ländern in die Nähe der Grenze nach Deutschland. Ein ortskundiger einheimischer Begleiter führte die Gruppe an einen kleinen Fluß, dessen Name Ali nicht kannte. Den ganzen Tag über warteten sie in einem Haus in der Nähe des Flusses, um im Schutz der Dunkelheit auf die andere Seite hinüberwaten zu können. Ali war sehr aufgeregt, da er nicht schwimmen konnte, aber der Führer versicherte ihm, das Wasser sei an dieser Stelle flach und man könne ohne Schwierigkeiten an das andere Ufer gelangen. Als die Gruppe dann endlich in der Nacht bepackt mit ihren Reisetaschen das Wasser erreicht hatte, kamen polnische Polizisten vorbei und schossen in die Luft. Alle Personen in der Gruppe wurden verhaftet und in ein Gefängnis gesteckt. Nur der Führer war entkommen, weil er sich in der Gegend auskannte. Am selben Tag aber wurde die ganze Gruppe schon wieder aus dem Gefängnis entlassen, ohne daß Ali den Grund verstand. Alle erhielten ein Papier, mit dem sie in ihre Heimatländer zurückkehren sollten.

Die Gruppe wurde aber von ihrem einheimischen Führer abgefangen, der sie sofort wieder an die Grenze bringen wollte. Die Reisenden waren jedoch zu erschöpft und wollten sich erst einmal ausruhen, nachdem sie schon zwei Tage und zwei Nächte unterwegs gewesen waren. Erst in der Nacht um drei Uhr früh wurden sie dann wieder an den Fluß geführt. Das Wasser war so eiskalt, wie sich Ali das in Ägypten nie hatte vorstellen können. In der Dunkelheit mußten sich die Männer an den Händen fassen. Ali bekam furchbare Angst und wollte nicht weiter, weil das Wasser beim Durchwaten immer höher stieg und ihm schließlich bis an den Hals reichte. Die anderen zogen ihn aber weiter.

Auf der anderen Seite des Flusses in Deutschland wartete bereits ein Auto auf sie, in das sie sich mit ihrer nassen Kleidung frierend hineinzwängten. Als sie gerade losgefahren waren, wurden sie von der Polizei entdeckt und verfolgt. Zum Glück kannte ihr Fahrer die Gegend gut, so daß er die Verfolger abschütteln konnte, indem er plötzlich von der Hauptstraße abgog und dann vier Stunden kreuz und quer durch Wälder fuhr bis in eine große Stadt<sup>14</sup>. Von dort ging es mit dem Zug weiter nach Paris.

Bei seiner Ankunft in Paris rief Ali sofort seinen Schwager an, der schon seit 1991 dort lebte, sich inzwischen eine (gefälschte) belgische Aufenthaltsgenehmigung zugelegt hatte und als Maler und Verputzer gut verdiente. Der Schwager holte ihn vom Bahnhof ab und besorgte ihm eine Unterkunft in dem großen Mietshaus, in dem er selbst und viele andere Leute aus Sibrbay wohnten.

Am zweiten Tag seines Aufenthaltes ging Ali mit seinem Schwager zum ersten Mal zur Arbeit. Auf dem Heimweg lief er jedoch gleich der Polizei in die Hände, die ihn in Abschiebehaft nahm. Er wurde verhört, aber beherzigte die Instruktionen, die ihm sein Schwager gegeben hatte. Er verriet vor allem nicht seine Aufenthaltsadresse, um seine Landsleute nicht zu gefährden. Trotzdem war seine Lage verzweifelt. Es schien so, als habe er die lange aufregende Reise überstanden, um dann doch noch zu scheitern.

Der Tag seiner Abschiebung war festgesetzt, und er hatte sich im Gefängnis schon zum Aufbruch fertiggemacht, als zwei Stunden vor seinem Flug ein anderer Ägypter ohne Aufenthaltsgenehmigung eingeliefert wurde, der den Fehler begangen hatte, seinen Ausweis mit sich zu führen und deshalb wohl unkomplizierter nach Hause geschickt werden konnte als Ali, der seinen Paß in der Wohnung gelassen hatte. Ali hatte also wieder Glück, sein Landsmann bekam seinen Platz im Flugzeug und er selbst wurde etwas später aus dem Gefängnis entlassen, ohne zu verstehen, warum. In den seitdem vergangenen drei Jahren wurde er, wie er erzählt, noch mehrmals von der Polizei aufgegriffen. Das letzte Mal verbrachte er mehrere Wochen in

---

14 Wahrscheinlich handelte es sich um Dresden.

Haft, aber er fand das immer noch besser, als wieder nach Ägypten abgeschoben zu werden. Er will, wenn es sich irgendwie einrichten läßt, noch ein paar Jahre in Frankreich Geld verdienen. Papiere besitzt er zwar immer noch nicht, verfügt aber inzwischen über große Erfahrung und Vorsicht. Seine Reisegeschichte und die verschiedenen Mißgeschicke mit der Polizei schildert er lachend, wie eine Aneinanderreihung von Anekdoten. Dabei betont er immer wieder, daß er großes Glück gehabt habe, immer im richtigen Moment Leute gefunden zu haben, die ihm halfen.

Das, was Ali als sein Glück bezeichnet, beruhte nicht nur auf Zufall, sondern auf Planung. Den Weg nach Europa hätte er ohne seine ägyptischen Helfer an den verschiedenen Stationen der Reise kaum bewältigen können. Auch die folgende Fallschilderung zeigt die Bedeutung der Etappenhelfer, wobei hier deutlich wird, wie skrupellos sich diese gelegentlich auch gegenüber ihren unerfahrenen Landsleuten verhalten.

Die zweite Reisegeschichte, die das Abenteuer der Überfahrt in eine abweisende Fremde schildert, ist die von Ashraf, einem 34 Jahre alten Koranlehrer aus Sibrbay. Er reiste zum ersten Mal mit seinem Cousin im Jahre 1989 über Marokko nach Paris, wo er zwei Jahre lang in einem nördlichen Vorort mit mehreren anderen Landsleuten zusammen wohnte und arbeitete. Im Jahre 1991 geriet er in eine Polizeikontrolle und wurde abgeschoben. Er blieb vier Jahre lang in Ägypten und arbeitete wieder wie schon vor seiner Reise als Koranlehrer. Als Arbeitsstelle wurde ihm aber diesmal die Moschee eines Ortes zugewiesen, der weit entfernt von Sibrbay lag, so daß er einen großen Teil seines Einkommens für das Fahrgeld ausgeben mußte. Wegen dieser ungünstigen Arbeitsbedingungen entschied er sich 1996, noch einmal die Reise nach Europa zu wagen. Von dem Reiseorganisator des Dorfes ließ er sich ein Visum für Ungarn und ein Flugticket beschaffen, was ihn nur umgerechnet 2.300 DM kostete. Es war ein äußerst günstiges Angebot. Von Budapest fuhr er mit dem Zug weiter nach Slowenien, wobei er sich beim Grenzübertritt unter einem Waggon verbergen mußte. In Slowenien nahm ihn ein Führer in Empfang und brachte ihn zu Fuß über die Grenze nach Italien. Die Weiterfahrt von Ungarn bis Italien kostete ihn wegen der Überquerungen der Grenzen noch einmal knapp 1.500 DM.

Als er in Rom ankam, traf er eine Gruppe von Ägyptern, die ihm erzählten, daß in Italien gerade ein neues Gesetz verabschiedet wurde, welches hier illegal lebenden Ausländern die Möglichkeit gäbe, eine Aufenthaltsgenehmigung zu erwerben. Voraussetzung dafür sei aber der Nachweis, daß man schon ein Jahr im Lande gearbeitet habe. Diese Gelegenheit wollte sich Ashraf auf Anraten seiner neuen ägyptischen Freunde nicht entgehen lassen. Er bezahlte einen Betrag von umgerechnet 3.300 DM an einen Ägypter, der ihm versicherte, er habe einen Laden in Rom und könne ihm dort eine rückwirkende Arbeitsbescheinigung ausstellen. Mit dieser Bescheinigung ging er

zum zuständigen italienischen Arbeitsamt, mußte jedoch dort feststellen, daß er betrogen worden war, weil sein Landsmann gar kein Geschäft besaß. So war er nach einem Monat in Italien bereits hochverschuldet, denn das Geld hatte er von einem Cousin in Paris per Post auf das Konto des ägyptischen Betrügers überweisen lassen.

Ohne Papiere fuhr er weiter nach Paris, wo er zunächst bei seinem Cousin und seinem älteren Bruder, der schon länger in Frankreich lebte, wohnen konnte. Sein Bruder vermittelte ihm auch sofort eine Arbeitsstelle als Anstreicher in einer informellen Arbeitsrotte von Malern, in der er auch selbst mitarbeitete. Nach sechs Monaten wechselte er zusammen mit zwei entfernten Verwandten aus Sibrbay zu einem anderen Betrieb, über dessen Inhaber ihnen eine gemeinsame neue Wohnung vermittelt wurde. Nach und nach wurde das Leben für ihn angenehmer, obwohl er hart für die Rückzahlung seiner Schulden arbeiten und sparen mußte.

Harte Arbeit, sparsamer Lebenswandel und vielfältige Beschränkungen kennzeichnen den Alltag der Migranten, aber auch der Versuch, in der fremden Umgebung ein eigenes, vertrautes Milieu zu schaffen, in dem das Überleben leichter und angenehmer wird. Wie dies geschieht, soll der folgende Abschnitt zeigen.

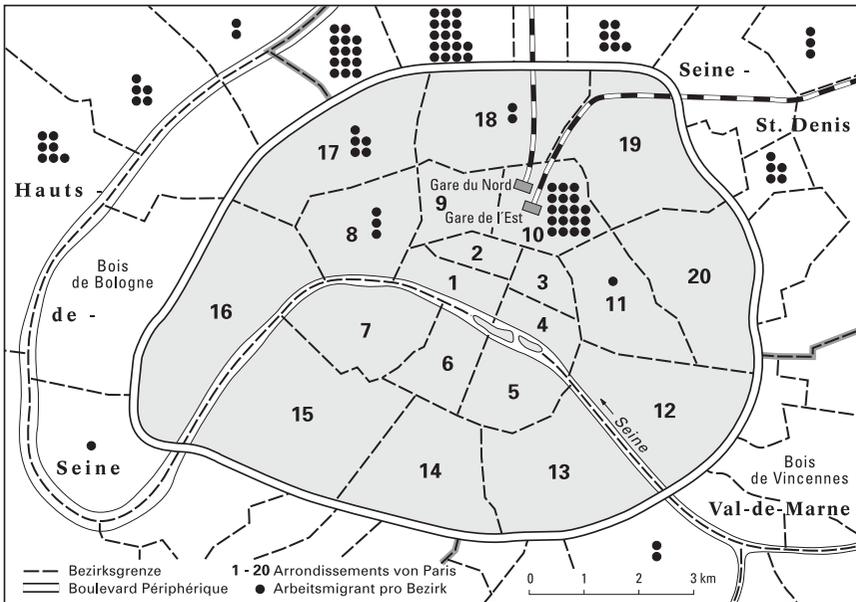
## Das ägyptische Dorf in Paris

Die Männer aus Sibrbay, die glücklich den langen Weg aus ihrem Dorf bis in die französische Hauptstadt geschafft haben, sind bei ihrer Ankunft in der Metropole zunächst einmal überwältigt von der neuen Umgebung. Ohne die Hilfe ihrer Landsleute würden sie hier rasch untergehen. Wenn sie per Zug oder Bus im Bahnhofsviertel von Paris ankommen, werden sie von Freunden oder Verwandten abgeholt, die sich auch in der Folgezeit um sie kümmern. Erster Anlaufpunkt ist für viele ein großes Mietshaus in einem der nördlichen Stadtviertel, in dem ständig sechs bis zehn Wohnungen von Leuten aus Sibrbay angemietet sind. Für Neuankömmlinge findet sich hier immer eine Schlafstelle. Die zum Teil schon seit Jahren im Ausland lebenden Gastgeber warten auf die Erzählungen und Neuigkeiten aus der Heimat. Das große Mietshaus gehört einem Algerier mit französischer Staatsangehörigkeit, der nicht nach den Pässen seiner Mieter fragt. Die Vermietung an illegale Ausländer geschieht nicht aus humanitären Gründen, sondern aus wirtschaftlichen Interessen: Die ›Sans-papiers‹ zahlen in der Regel deutlich höhere Mieten als Personen mit gültigen Papieren, und sie beklagen sich auch nicht über dunkle, heruntergekommene Unterkünfte.

Die mit der Großstadt noch nicht vertrauten ›Sans-papiers‹ müssen ständig auf der Hut sein vor möglichen Polizeikontrollen. Sie müssen lernen, sich im Straßengewirr zurechtzufinden, ohne aufzufallen. Dazu kommt die Konfrontation mit einer fremden Kultur, in der viele Dinge erlaubt und üb-

lich sind, die im konservativ-islamischen Weltbild der ägyptischen Landbewohner als ›haram‹ (Sünde) gelten. So wird ›al-ghurba‹, die Fremde, zumindest in der ersten Zeit des Aufenthaltes als latent feindlich erlebt, und der Zusammenhalt der Schicksalsgenossen wird darum um so bedeutsamer.

Karte 2: Verteilung der Arbeitsmigranten im Stadtgebiet von Paris



Karte 2 zeigt, daß die 92 in der Untersuchung erfaßten Arbeitsmigranten im wesentlichen auf drei Stadtviertel im Norden von Paris konzentriert sind, nämlich das Bahnhofsviertel und zwei Gebiete unmittelbar nördlich des Boulevard Péripherique. Die räumliche Verteilung ist ein Ausdruck dafür, daß die internen Fühlungskontakte sowohl im Sozialleben als auch in den wirtschaftlichen Tätigkeiten der Migranten eine wichtige Rolle spielen. Als Ersatz für das weitgehend familiengebundene Sozialleben im Heimatdorf fungieren Wohngemeinschaften, in denen in der Regel drei bis fünf Männer zusammenleben. Diese Wohngemeinschaften bilden so etwas wie kleine ägyptische Inseln in einem Meer der Fremdheit voller Bedrohungen und Versuchungen. Die Rückzugsinseln bieten Schutz und Geborgenheit. Sie erfüllen zugleich auch einen ökonomischen Zweck, weil sie helfen, die Miet- und Lebenshaltungskosten niedrig zu halten. Die in Karte 2 zu erkennenden Konzentrationen von Migranten in bestimmten Vierteln entstehen dadurch, daß

die Wohnungen mehrerer Gemeinschaften in unmittelbarer Nachbarschaft oder sogar im selben Haus liegen. In Sibrbay hat sich aufgrund der vielen Erzählungen der Frankreich-Migranten ein Bild von Paris und der Wohnsituation der Ägypter dort ausgeprägt, das wesentlich durch den Aspekt der Nachbarschaft bestimmt ist: Die Daheimgebliebenen im Dorf sind davon überzeugt, es gäbe in Paris eine Straße, in der fast ausschließlich Leute aus Sibrbay wohnten.

Die zum Teil jahrelange Trennung von ihren Familien, ihren Frauen und Kindern stellt für die ›Sans-papiers‹ in Paris eine große psychische Belastung dar. Das Heimweh plagt sie alle. Manche von ihnen besprechen Kassetten, die sie ihren Angehörigen nach Hause schicken.

Ein fünfjähriger Junge führte dem Autor einmal in Sibrbay die von seinem Vater in Paris aufgenommene Kassette vor. Eine ganze Stunde lang erzählte der Vater in dieser Aufzeichnung seinem Sohn vom Eiffelturm, den großen Straßen und der Metro in Paris. Der Junge kannte den Text schon fast auswendig, so oft hatte er die Kassette bereits gehört. Seinen Vater, der kurz vor der Geburt des Sohnes nach Frankreich ausgereist war, hatte er noch nie gesehen.

Die Mitglieder der Wohngemeinschaften sind fast immer Verwandte. Nur in 2 von 44 aufgenommenen Wohnungen lebten nicht miteinander verwandte Männer, während 19 von Brüdern oder Cousins bewohnt waren. In den übrigen Wohnungen lebten Männer alleine (13) oder mit Frauen (10). In den Wohngemeinschaften führen sie zusammen eine Haushaltskasse und bereiten sich gemeinsam ihre Mahlzeiten. Da die Wohnungsgenossen selten alle gleichzeitig eine Arbeitsstelle haben, übernehmen sie abwechselnd die Versorgung des Haushalts. Arbeitslose und Kranke erhalten Unterstützung von den anderen. Die wichtigste Freizeitbeschäftigung besteht darin, sich gegenseitig zu besuchen. Die ›Sans-papiers‹ vermeiden es dabei aber, weite Strecken mit öffentlichen Verkehrsmitteln zurückzulegen, um sich nicht unnötig dem Risiko einer Kontrolle auszusetzen. Wer keine gültigen Papiere besitzt, verbringt seine Freizeit und auch die Tage und manchmal Wochen ohne Arbeit innerhalb der eigenen Wohnung oder bei Freunden nebenan.

Hamdi besitzt keine Papiere und muß daher stets sehr vorsichtig sein. Zu Hause in Ägypten ist er verheiratet und hat eine kleine Tochter. Seit vier Jahren hat er sie nicht mehr gesehen. Das Leben in Paris gefällt ihm nicht. Er ist nur hier, weil er auf diese Weise schneller Geld verdienen kann als in Ägypten. Sein Leben spielt sich zur Zeit ausschließlich zwischen den wechselnden Arbeitsstellen und der Unterkunft ab, in der er sich einen engen dunklen Raum an einem Hinterhof mit vier anderen Männern aus Sibrbay teilt. Der Raum ist nur 19 m<sup>2</sup> groß. Er ist ausgestattet mit einer Kochecke, einer alten Schlafcouch, einem Telefon und einem Fernseher. Daneben liegt eine Toilette mit Dusche. An der Wand hängen ein Teppich mit einem Bild der

Kaaba in Mekka und ein paar zerknickte Ansichtskarten und Fotos aus Ägypten. Der Raum riecht feucht und muffig, weil die Männer hier auch ihre Wäsche trocknen. Wenn Ibrahim nicht arbeitet, vermeidet er es, das Zimmer zu verlassen, um kein unnötiges Risiko einzugehen. Seine sozialen Kontakte beschränken sich auf seine Freunde und Verwandten aus seinem Dorf, von denen einige inzwischen über Papiere verfügen und somit ohne Angst vor Polizeikontrollen Besuche in anderen Stadtvierteln unternehmen können.

Ein wichtiges Kommunikationsmittel zur Pflege der Verbindungen ist das Telefon. Alle Wohnungen sind telefonisch erreichbar, und viele der bereits länger im Lande lebenden Migranten verfügen außerdem über Mobiltelefone. Der ständige Austausch von Neuigkeiten, Tratsch und Grüßen zwischen den Wohnungen im gesamten Stadtgebiet von Paris hat nicht nur eine soziale Funktion, sondern er dient auch der Vermittlung von Arbeit.

Das Telefon ist auch wichtig zur Aufrechterhaltung regelmäßiger Kontakte zu den Angehörigen zu Hause in Sibrbay. Einer der Migranten hat an dieser Nahtstelle der Kommunikation eine wichtige Rolle übernommen, indem er eine Art Telefonzentrale für seine Landsleute betreibt:

Mahmoud arbeitet mit einem Partner in einem nordafrikanischen Land zusammen, der dort Zugang zu einer internationalen Vermittlungsstelle seines Landes hat und nebenbei und ohne Bezahlung die Verbindungen in beide Richtungen nach Frankreich und Ägypten schalten kann. Wer von Paris aus ein Ferngespräch nach Sibrbay führen will, meldet sich bei Mahmoud an, der die gesammelten Nummern an seinen Kompagnon weiterleitet und vom Ausland aus die Verbindungen herstellen läßt. Auf diese Weise kostet ein viertelstündiges Gespräch mit Ägypten nur umgerechnet etwa 15 DM. Das Geld wird dann später an Mahmoud bezahlt, der alle paar Monate den Gewinn mit seinem Partner teilt, wenn dieser nach Frankreich kommt. Mahmoud selbst wurde durch dieses einträgliche Geschäft innerhalb kurzer Zeit wohlhabend. Er baute 1994 in Sibrbay ein großes Haus mit acht Wohnungen und besorgte für seine beiden Brüder und den Mann seiner Schwester Aufenthaltsgenehmigungen für Italien und Frankreich. Zur Tarnung arbeitet er gelegentlich als Anstreicher.

Die enge Verbundenheit mit der Familie in Sibrbay zeigt sich besonders deutlich bei den Männern, die Frau und Kinder in der Obhut ihres Vaters oder eines Bruders zurückgelassen haben. Per Telefon versuchen sie, am Familienleben zu Hause teilzunehmen. Das enge Beziehungsgefüge familiärer Bindungen und Verpflichtungen wird bei den meisten von ihnen durch die räumliche Distanz und die Jahre der Trennung nicht gelöst.

Sameh kam vor sieben Jahren nach Paris. Ein Jahr nach seiner Ankunft wurde sein Vater krank und starb, aber er konnte ihn weder besuchen noch zur Beerdigung kommen, weil er noch keine Papiere besaß. Erst vor zwei Jahren erwarb er eine Aufenthaltsgenehmigung in Italien. Er fuhr sofort nach

Hause, um den lange gehegten Wunsch seines verstorbenen Vaters zu erfüllen: für die Familie das bisher nur gepachtete Land als Eigentum zu erwerben. Außerdem kaufte er einen Traktor, so daß er in Sibrbay heute einen mittleren bäuerlichen Betrieb besitzt. Der Traum des Vaters wurde durch den Sohn verwirklicht, und die Familie stieg in die Schicht der landbesitzenden Bauern auf.

Trotz des Bestrebens der Migranten, in Wohngemeinschaften möglichst mit Verwandten zusammenzuleben, können sie als kleine Gruppe in der Millionenstadt Paris keine geschlossenen Nachbarschaften bilden wie in ihrem Heimatdorf. Es bedarf vielmehr, wie die Bedeutung des Telefons zeigt, eines erheblichen Aufwandes, den Zusammenhalt immer wieder zu bekräftigen. Besonders hervorzuheben ist in dieser Hinsicht, daß sich Kontaktpflege und Solidarität ganz wesentlich an sozialen Strukturen orientieren, die aus dem Heimatdorf mitgebracht wurden. Das Fundament des Zusammenhaltes wird durch verwandtschaftliche Beziehungen gebildet, genau wie in Sibrbay.

Da sich Leben und Arbeiten der Männer in Paris überwiegend in der Illegalität abspielen, können sie sich als ›Sans-papiers‹ nicht auf die regulativen Institutionen des Staates berufen. Für den Alltag sind solche übergeordneten Instanzen im allgemeinen überflüssig, aber bei internen Streitigkeiten und Notfällen können doch Situationen auftreten, in denen die isolierten Segmente von Migranten bei der Suche nach Lösungen überfordert sind. In solchen Fällen wird ein islamischer Geistlicher, der ebenfalls aus Sibrbay stammt, eingeschaltet.

Hajj Muhammad gilt unter seinen Landsleuten als angesehener, frommer Mann. Er war früher der Imam einer Moschee in Sibrbay, die von der Moslembrüderbewegung kontrolliert wird. Im Jahre 1992 wurde er mit Unterstützung der ägyptischen Moslembrüder nach Paris vermittelt und bekleidet dort inzwischen den Posten eines Imam an einer der größten Moscheen der Stadt. Gleichzeitig fungiert er als einer der Vorsitzenden des Verbandes der Moslembrüder in Frankreich. Er ist mit einer Algerierin verheiratet, deren Vater ein islamisches Zentrum außerhalb von Paris leitet. Ursprünglich hat er an der Universität von Tanta in Ägypten ein Chemiestudium absolviert und arbeitete anschließend drei Jahre lang als Lehrer im Jemen. Als Imam hat er unter den Arbeitsmigranten aus seinem Heimatdorf besondere Autorität und bildet somit eine Art von informellem Mittelpunkt der in den letzten Jahren stark angewachsenen Gemeinschaft. Er ist befugt, Eheschließungen nach islamischem Recht vorzunehmen. Er schlichtet Streitigkeiten innerhalb der Gruppe und auch zwischen Sibrbay-Leuten und Dritten, die von typischen Wohngemeinschaftsproblemen bis zu handfesten ökonomischen Konflikten reichen. Wenn ägyptische oder maghrebische Arbeitgeber ihre Arbeitnehmer nicht bezahlen, redet ihnen Hajj Muhammad ins Gewissen oder droht mit der Polizei. Außerdem sammelt er von allen Mitgliedern

der Gemeinschaft bei bestimmten Anlässen Geld für eine Solidaritätskasse, wie zum Beispiel vor drei Jahren für eine Beerdigung.

Die identitätsstiftende Funktion islamischer Institutionen in der Diaspora französischer Großstädte ist überaus wirkungsvoll, wie bereits Kepel zeigte.<sup>15</sup> Eine besondere Bedeutung hat dabei gerade für die muslimischen ›Sans-papiers‹ die Institution des Zakaat (Almosen). Jede islamische Gemeinde in Paris verfügt über eine ›caisse de zakaat‹, eine Art Wohlfahrtsfonds, aus dem wie im oben geschilderten Fall unbürokratische Hilfen, aber auch Armenspeisungen während des Ramadan oder andere Unterstützungen für bedürftige Gemeindemitglieder finanziert werden können.<sup>16</sup>

Hinsichtlich der Stellung der Migranten in der Gesellschaft des Gastlandes ist auffällig, daß die ägyptischen ›Sans-papiers‹ aus der untersuchten Gruppe nur in äußerst beschränktem Umfang direkte Kontakte zu gebürtigen Franzosen unterhalten, mit denen sie weder privat noch geschäftlich viel zu tun haben wollen. Soziale Beziehungen zu anderen Gruppen werden allenfalls zu Arabern und Araberinnen aus dem Maghreb unterhalten.

Die Mitglieder der Migrantengemeinschaft wohnen und arbeiten zwar mitten in Paris, aber ihr Zusammenleben, ihre Freizeitgestaltung und ihre Wertorientierungen werden wesentlich durch Strukturen ihres Heimatortes bestimmt. Wenn man ihre abendlichen Zusammenkünfte erlebt, scheint es fast, als hätten sie ihr Dorf mit nach Europa gebracht, weil für sie dadurch die Fremde erträglicher wird. Die soziale Umgebung, in der sie agieren, ist in vieler Hinsicht immer noch die von Sibrbay. Das de-lokalisierte soziale Beziehungsgefüge der ägyptischen Migrantengruppe läßt sich insofern als »transnationaler sozialer Raum« im Sinne von Pries beschreiben.<sup>17</sup> Entscheidend für dieses Migranten-Netzwerk sind jedoch nicht in erster Linie die sozialen Orientierungen seiner Mitglieder, sondern die ökonomische Funktionalität der Netzwerkstrukturen und ihrer Genese, wie der folgende Abschnitt zeigen soll.

## Migrantenkarrieren und soziale Migrationskorridore

Die meisten Migranten aus Sibrbay sind wegen der Kosten ihrer Reise bei ihrer Ankunft in Paris zunächst hoch verschuldet. Sie versuchen daher, so rasch wie möglich eine Beschäftigung zu finden und Geld zu verdienen. Oh-

---

15 Gilles Kepel, *Les banlieues de l'Islam. Naissance d'une religion en France*, Paris 1987.

16 Michael Bommes/Stephen Castles/Catherine Wihtol de Wenden (Hg.), *Migration and Social Change in Australia, France and Germany* (IMIS-Beiträge, 1999, H. 13, Special Issue), S. 69.

17 Ludger Pries, *Transnationale soziale Räume. Theoretisch-empirische Skizze am Beispiel der Arbeitswanderungen Mexico-USA*, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 25. 1996, H. 6, S. 456–472.

ne Sprach- und Ortskenntnisse sind sie bei der Suche nach einer Einkommensquelle vollständig auf ihre Verwandten und Freunde angewiesen. Unter diesen Umständen verläuft die Vermittlung einer Erwerbstätigkeit fast immer nach dem gleichen Muster: Schon nach wenigen Tagen werden die Neuankömmlinge von ihren bereits länger in Frankreich lebenden Landsleuten zu einer Baustelle mitgenommen, in ihre neue Tätigkeit eingewiesen und für einen Tageslohn verpflichtet. Da die Beschaffung von Arbeit unter den Bedingungen der Illegalität stets von persönlichen Kontakten abhängt, hat sich im Laufe der Zeit eine Konzentration auf einen engen, relativ speziellen Beschäftigungsbereich herausgebildet. Die Männer aus Sibrbay arbeiten mit nur wenigen Ausnahmen als Anstreicher und Verputzer. Ähnliche Spezialisierungen lassen sich auch unter den anderen ägyptischen Migrantengemeinden in Paris beobachten. Mehrere große Gemüsemärkte der Stadt werden von Händlern dominiert, die jeweils aus demselben Dorf im Nildelta stammen. Ein Beispiel dafür ist der Markt von Belleville, dessen Händler überwiegend aus dem Dorf Mit Badr Hallawa im Landkreis Samanud kommen.

Einer der Männer aus Sibrbay antwortete auf die Frage, warum fast alle seine Landsleute aus dem Dorf ihre Erwerbstätigkeit in Frankreich als Anstreicher beginnen, mit den Worten:<sup>18</sup> »Einer folgt dem anderen. Ich war einer der ersten, der hier angefangen hat. Wenn einer von meinen Freunden herkommt, um mich hier zu besuchen, wie soll ich dem dann helfen? Ich kann ihm am besten in meiner eigenen Branche weiterhelfen. So kann ich mich nach einer Stelle für ihn erkundigen, ich kenne doch die Leute und weiß, wie es geht. Und nach und nach kommen alle in dem Bereich unter, alle als Anstreicher, vielleicht 95 Prozent der Leute aus Sibrbay.«

Das Phänomen der ausgesprochenen Spezialisierung von Migrantengruppen auf bestimmte Nischen des informellen Sektors ist aus naheliegenden Gründen vor allem für den Bereich der illegalen Zuwanderung typisch, weil diese zwangsläufig mit illegaler Beschäftigung verbunden ist.<sup>19</sup> Im Falle der Männer aus Sibrbay ist dabei die interne soziale und ökonomische Struktur des Migrantennetzwerkes von entscheidender Bedeutung für die Erklärung des relativen Erfolges seiner Mitglieder. Die verschiedenen Akteure innerhalb der Migrantengruppe entstammen zwar alle demselben Herkunftsort und vergleichbaren sozialen Ausgangsbedingungen, aber sie sind hinsichtlich ihrer ökonomischen und rechtlichen Stellung in ihrem Zielgebiet keineswegs gleich. Vielmehr ist die ökonomische Ungleichheit bei fortbestehender sozialer Nähe geradezu eine konstitutive Bedingung für den Erfolg der ›Aufsteiger‹ und das Überleben der ›Einsteiger‹.

---

18 Interview auf Französisch, wörtliche Übersetzung.

19 Vgl. dazu Eberhard Eichenhofer (Hg.), *Migration und Illegalität* (IMIS-Schriften, Bd. 7), Osnabrück 1999; Thomas Krings, *Internationale Migration nach Deutschland und Italien im Vergleich*, in: *Geographische Rundschau*, 47. 1995, S. 437–442.

Die funktionale Arbeitsteilung in den Malereibetrieben ist hierarchisch strukturiert. Die unterste Ebene bilden einfache Anstreicher und Hilfsarbeiter, die zumeist keine Papiere besitzen und deshalb froh sind, wenn sie pro Tag umgerechnet etwa 100 DM verdienen. Da sie im Monat durchschnittlich nur für etwa 15 Tage Arbeit finden und ihre Beschäftigung zudem starken saisonalen Schwankungen unterliegt, mit Arbeitsspitzen während der Sommerferien im August, können sie ein monatliches Einkommen von ungefähr 1.500 bis maximal 2.000 DM erreichen. Dieser Verdienst ist jedoch keineswegs sicher, und insbesondere während der Wintermonate kann er auch deutlich niedriger ausfallen.

An der Spitze der Hierarchie steht der ›Patron‹, der sich als Unternehmer um Aufträge bemüht, Preise und Verträge aushandelt und bis zum Abschluß der vereinbarten Leistungen Kontakt mit den Kunden unterhält. Ein Patron muß französischer Staatsangehöriger sein oder zumindest eine Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung in Frankreich besitzen, um legal seine Geschäfte abwickeln zu können. Großaufträge, beispielsweise auch von staatlichen Stellen, werden schriftlich festgelegt, während kleinere Vorhaben meist nur mündlich vereinbart werden. Je kleiner die Malereibetriebe sind, desto mehr Möglichkeiten haben sie, kostengünstig zu arbeiten, indem sie durch verschiedene ›Tricks‹ den Anteil von Steuern und Lohnnebenkosten minimieren. In der Regel hat ein Patron, um flexibel operieren zu können, allenfalls zwei oder drei feste Mitarbeiter und braucht deshalb je nach Auftragslage zusätzliche Arbeitskräfte, die tageweise bezahlt werden. Die übliche Strategie der Kostenminimierung besteht darin, daß ein unter den Augen des Staates völlig legal agierender Patron einen Teil seiner zu erbringenden Leistungen an einen Unterauftragnehmer oder ›Muqawwil‹ (Plural: Muqawwilin) weitergibt, dessen Wirken mehr oder weniger im Bereich der Schattenwirtschaft liegt.

Ein Muqawwil sollte, da er viel in der Stadt unterwegs ist, über eine Aufenthaltsgenehmigung verfügen. Seine wichtigste Aufgabe ist die Vermittlung von ungelerten Anstreichern und Hilfsarbeitern für Gelegenheitsarbeiten. Zur Auftragsbeschaffung muß er mit verschiedenen Patrons persönlich bekannt sein, und gleichzeitig muß er als Mittelsmann den Kontakt zu einer größeren Zahl von arbeitswilligen Männern unterhalten, die wegen fehlender Papiere ein eher zurückgezogenes Leben führen. Ein erfolgreicher Muqawwil kann aufgrund seiner Beziehungen und Bekanntschaften das benötigte Personal für einen Patron kurzfristig organisieren und Arbeitskolonnen je nach der erforderlichen Qualifikation zusammenstellen. Patrons und Muqawwilin stehen in regelmäßigem Kontakt per Mobiltelefon. Bei größeren oder anspruchsvolleren Aufträgen werden die Malerkolonnen der zumeist nur gering qualifizierten Anstreicher von einem erfahrenen Vorarbeiter an-

geleitet. Bei allen Aufträgen kontrolliert der Muqawwil persönlich den Fortgang der Arbeiten, oder er faßt sogar selbst mit an.

Die ersten kleinen Malerbetriebe in Paris, bei denen die ägyptischen ›Sans-papiers‹ Ende der 1970er Jahre als Gelegenheitsarbeiter Beschäftigung fanden, gehörten Tunesiern und Marokkanern. Diese einfachen Gewerbetreibenden aus dem Maghreb waren gerne bereit, Ägypter zu beschäftigen, weil diese im Gegensatz zu den meisten ›Gastarbeitern‹ aus dem Maghreb kein Französisch sprachen und als ›Sans-papiers‹ vollkommen von ihren Arbeitgebern abhängig waren. Sie arbeiteten für Minimallöhne, da sie praktisch keine Alternativen in anderen Wirtschaftszweigen hatten. Typisch für die Nische des informellen Sektors, in der die Migranten aus Sibrbay Anfang der 1980er Jahre Fuß zu fassen begannen, war also eine ›ethnische‹ Gliederung mit zumeist französisch-maghrebinischen Kleinunternehmern, nordafrikanischen Mittelsmännern und den ägyptischen ›Sans-papiers‹ als billigen Arbeitskräften.

Diese Korrelation von funktionaler Arbeitsteilung und unterschiedlichen Herkunftsländern hat sich in der Zwischenzeit weitgehend aufgelöst. Innerhalb weniger Jahre gelang es nämlich einzelnen Ägyptern, sich neben den maghrebinischen Kleinunternehmern in dem Anstreicher-Gewerbe zu etablieren und eigene Betriebe zu gründen. Das größte Unternehmen, das heute von einem Sibrbay-Ägypter in Paris geführt wird, beschäftigt über 40 Angestellte. Dieser relative ökonomische Aufstieg der Ägypter beruht im wesentlichen auf zwei Voraussetzungen: Erstens müssen die Inhaber von Malerbetrieben über einen gesicherten rechtlichen Status verfügen, d.h. sie müssen im Besitz der französischen Staatsbürgerschaft sein, und zweitens sind sie ihrerseits angewiesen auf einen ungehinderten Nachschub an billigen illegalen Arbeitskräften.

Geradezu als Prototyp des erfolgreichen Aufsteigers und Geschäftsmannes gilt für die Männer aus Sibrbay Herr S., der den Autor und einen ägyptischen Begleiter nach telefonischer Terminabsprache in seinem modern eingerichteten Büro in einem Vorort von Paris zum Gespräch empfängt. Herr S. kam bereits 1977 als einer der ersten jungen Arbeitsuchenden aus Sibrbay nach Frankreich. Damals stand er kurz vor dem Abschluß seines Betriebswirtschaftsstudiums an der Universität Tanta. Weil er als einfacher Anstreicher in Paris ein Vielfaches von dem verdienen konnte, was ihm eine Stelle in der ägyptischen Verwaltung einbringen würde, beschloß er, sein Studium abzubrechen und in Frankreich zu bleiben. Damals war es, wie Herr S. sagt, schwieriger als heute, sich in Paris ohne Papiere zu behaupten, weil es nur wenige Landsleute gab, die einem helfen konnten. Mehrere Jahre lang arbeitete er auf diversen Baustellen, gewann an Erfahrung und wurde schließlich Vorarbeiter mit einem besseren Lohn als die einfachen Anstreicher. Als er dann Anfang der 1980er Jahre eine Aufenthaltsgenehmigung bekam, konnte

er als Muqawwil selbst Leute anstellen und sich damit besser um neu aus seinem Heimatdorf nachkommende Arbeitsuchende kümmern. Einer der ersten, den er aus Sibrbay nach Paris holte, war sein Bruder, mit dem zusammen er eine kleine Firma gründete. Zwei Jahre später kam außerdem ein Cousin, der anfangs ebenfalls mit den beiden Brüdern arbeitete. Auch privat hatte Herr S. Glück: Er heiratete die Tochter des Inhabers eines großen Malerfachbetriebes und erwarb die französische Staatsbürgerschaft. Schließlich trat er 1985 selbst in die Firma seines Schwiegervaters ein und kümmert sich dort heute als Mitinhaber um die Geschäftsführung. Sein Jahresumsatz liegt bei umgerechnet fast 20 Millionen DM. Nach Ägypten fährt er zweimal im Jahr, weil seine Mutter noch im Dorf lebt. Er selbst will aber in Frankreich bleiben, denn hier hat er seine Familie, sein Leben und seine Karriere.

Die in Tabelle 5 nach den soeben genannten Hierarchie-Ebenen untergliederte aktuelle Beschäftigung der in die Untersuchung einbezogenen 92 Migranten aus Sibrbay in Paris zeigt, daß die erreichte Ebene in einer engen Beziehung zu der bereits in Frankreich verbrachten Zeit steht. Von den 21 Migranten, die bereits vor 1991 nach Frankreich kamen, arbeiten 17 inzwischen als Patron. Die in den Jahren 1991 bis 1994 eingereisten 39 Männer sind überwiegend als Muqawwil (18) beziehungsweise Patron (9) tätig, und nur bei den nach 1995 gekommenen Migranten arbeiten noch 16 von 26 auf der untersten Stufe der einfachen Anstreicher und Hilfsarbeiter.

*Tabelle 5: Aktuelle Beschäftigung der ägyptischen Arbeitsmigranten aus Sibrbay in Paris in Abhängigkeit von der Aufenthaltsdauer*

Einreisejahr	Patron	Muqawwil, Vorarbeiter	Anstreicher, Hilfsarbeiter	andere Beschäftigung
1981–1990	17	1	1	2
1991–1994	9	18	9	3
1995–1998	–	7	16	3
Summe	26	26	26	8

Quelle: Befragung Juli 1998; n = 92; keine Angaben = 6

Eine Erfolgsbedingung für den dargestellten informellen Wirtschaftsbereich war in den vergangenen Jahren der Nachzug von Leuten, die als ›Sans-papiers‹ das untere Lohnsegment auffüllten und damit den bereits länger im Lande lebenden Migranten den Aufstieg in höhere Funktionsebenen ermöglichten. Das bedeutet also, daß zwischen den verschiedenen Altersstufen der Migranten eine elementare Interessenverknüpfung besteht, die auf eine Aufrechterhaltung und wenn möglich Ausweitung der Zuwanderung gerichtet ist. Hier wird auch wieder die Bedeutung der verwandtschaftlichen Verbin-

dungen innerhalb des Netzwerkes sichtbar, denn häufig finanzieren bereits länger in Paris lebende Migranten die Reisen für nachziehende Verwandte, die dann zumindest vorübergehend für sie arbeiten. Damit etablieren sie Abhängigkeitsstrukturen, die die Funktion »Informeller Institutionen«<sup>20</sup> ausüben und in der Ziel- wie der Herkunftsregion für eine Ungleichverteilung von Kapital verantwortlich sind.

Das Wanderungsmuster, das sich hier abzeichnet, läßt sich als ›sozialer Migrationskorridor‹ bezeichnen: Kennzeichnend für dieses Wanderungsmuster ist, daß die Reisewege und die damit zusammenhängenden räumlichen Aspekte der Migration inzwischen eine untergeordnete Rolle für die Leute aus Sibrbay spielen, während die sozialen Beziehungen innerhalb des Migranten-Netzwerkes die entscheidenden Steuerungsmechanismen für den Verlauf des Migrationsprozesses bilden. Die besten Chancen, nach Frankreich zu kommen, haben diejenigen, die von dort Unterstützung für die Reise durch Verwandte erhalten.

Entscheidende Voraussetzung für einen Aufstieg vom einfachen Hilfsarbeiter zum Muqawwil und schließlich zum selbständigen Unternehmer ist der Erwerb einer Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung.<sup>21</sup> Tabelle 6 zeigt, daß es die vor 1995 gekommenen Migranten aus Sibrbay inzwischen fast alle geschafft haben, aus dem Schattendasein eines ›Sans-papiers‹ herauszutreten und einen legalen Status zu erreichen. Dabei wurden unterschiedliche Wege beschritten.

Die beste rechtliche Absicherung bietet selbstverständlich die französische Staatsbürgerschaft, über die immerhin 12 der 92 Männer aus Sibrbay inzwischen verfügen. Voraussetzung für die Einbürgerung und damit die zumindest in rechtlicher Hinsicht vollständige Integration in die Gesellschaft des Gastlandes ist die Eheschließung mit einer Französin. Weitere 20 der 92 Migranten sind ebenfalls mit französischen Staatsbürgerinnen verheiratet und haben dadurch ein unbefristetes Bleiberecht in Frankreich erhalten. Damit hat mehr als ein Drittel der Männer der untersuchten Gruppe von der Möglichkeit Gebrauch gemacht, die Heirat zur Absicherung ihres Status zu nutzen.

Bei den Französinen, die eine Ehe mit Männern aus Sibrbay eingegangen, handelt es sich überwiegend um Frauen arabischer Abstammung aus Marokko und Algerien, die bereits einmal verheiratet waren und zum Teil

---

20 Fred Scholz, Informelle Institutionen versus Entwicklung, in: Die Erde, 117. 1986, S. 285–297.

21 Zu den rechtlichen Grundlagen siehe u.a. André Lebon, Immigration et présence étrangère en France 1997/1998, Paris 1998; Catherine Wihtol de Wenden, Einwanderung im Wohlfahrtsstaat: das Beispiel Frankreich, in: Michael Bommers/Jost Halffmann (Hg.), Migration in nationalen Wohlfahrtsstaaten. Theoretische und vergleichende Untersuchungen (IMIS-Schriften, Bd. 6), Osnabrück 1998, S. 223–237.

auch Kinder aus ihrer früheren Ehe haben. Von den ägyptischen Migranten werden die Verbindungen mit den Maghrebinerinnen zum Teil nur als Ehen auf Zeit betrachtet beziehungsweise als sogenannte ›business-Ehen‹, die zum Zweck des Erwerbs einer Aufenthaltsgenehmigung gegen Bezahlung geschlossen werden. Dementsprechend wurden bereits viele dieser Ehen wieder geschieden. Es ist nicht zu verkennen, daß dabei gelegentlich die soziale Notlage oder auch die Naivität der Frauen ausgenutzt werden.

Die folgende Geschichte wurde von einem jungen Mann aus Sibrbay über einen Bekannten erzählt, der es seiner Meinung besonders geschickt angestellt hatte, eine Aufenthaltsgenehmigung zu bekommen: »Safwat traf nachts in der Metro eine junge Französin, eine Drogensüchtige. Er nahm sie mit in seine Wohnung, weil sie keine Unterkunft hatte. Drei Monate lang besorgte er ihr Drogen, damit sie bei ihm blieb. Dann sagte er ihr, daß er kein Geld mehr für sie hätte, weil er als ›Sans-papier‹ nur wenig verdiene. Wenn sie ihn aber heiraten würde, könne er mehr Geld und Drogen beschaffen. Sie willigte ein und ging mit ihm zur Mairie, um ein Papier zu unterschreiben. Kurze Zeit später verschwand sie wieder und keiner weiß, wo sie hinging. Safwat war wirklich clever.«

Neben dem Erwerb des Bleiberechts durch Heirat nutzten zahlreiche Migranten, die in den Jahren 1991 bis 1994 kamen, die Möglichkeit, im Rahmen verschiedener Amnestie-Programme in Frankreich und vor allem in den Jahren 1996 und 1998/99 in Italien zu offiziellen Papieren zu kommen, die ihnen ein auf zehn Jahre befristetes Bleiberecht und damit auch eine Arbeitsgenehmigung für die Länder der Europäischen Union gewährte.

*Tabelle 6: Legalisierung des Status und Aufenthaltsdauer (n = 92)*

Einreise- jahr	Französische Nationalität	Bleiberecht durch Heirat	Aufenthaltsgenehmigung anderer Staaten	ohne Papiere
1981–1990	9	8	1	3
1991–1994	2	12	20	5
1995–1998	1	–	3	22
Summe	12	20	24	30

Das strategische Handeln, das hier deutlich wird, folgt einer klaren wirtschaftlichen Rationalität. Der Erwerb einer Aufenthaltsgenehmigung verbessert schlagartig die Einkommensmöglichkeiten und beseitigt das Risiko einer vorzeitigen Abschiebung. Der für eine ›business-Ehe‹ übliche Preis von umgerechnet knapp 4.000 DM oder die etwas preiswerter zu beschaffenden Papiere aus Italien sind Investitionen, die sich lohnen. Der entscheidende Vorteil der Legalisierung ihres Status liegt für die ›Sans-papiers‹ aber nicht allein

in der daraus entstehenden ökonomischen Verbesserung, sondern darin, daß der Erwerb von Papieren ihr Leben und ihre wirtschaftliche Zukunft planbar macht.

Die Zuerkennung eines unbefristeten Bleiberechts ermöglicht den Migranten eine langfristige Weichenstellung, die sich in ihrem Lebensstil, ihrem Konsum- und Investitionsverhalten niederschlägt. Sie können sich nun entscheiden, ob sie in ihrem transnationalen sozialen Raum ›Sibrbay-sur-Seine‹ verwurzelt bleiben, ihr Leben während der verbleibenden Zeit in Frankreich ›ägyptisch‹ führen und dann irgendwann in ihren Heimatort zurückkehren wollen, oder aber ob sie das soziale Beziehungsgefüge ihres Dorfes zumindest partiell oder sogar vollständig verlassen und sich in eine neue soziale Umgebung in ihrem Gastland integrieren wollen. Diese Entscheidung verläuft zumeist als ein längerer Prozeß, in der sich die Orientierung der Migranten in einer Art von Schwebezustand zwischen Rückkehr und Bleiben befindet.<sup>22</sup>

Fathis Eltern in Sibrbay arrangierten vor vier Jahren seine Verlobung mit einer jungen Frau aus der näheren Verwandtschaft, um ihren Sohn, der schon seit mehreren Jahren in Frankreich lebte, langsam wieder zur Heimkehr zu bewegen. Er selbst hatte damals noch keine Papiere, so daß die Absprachen über den zu beschaffenden Goldschmuck nur per Telefon getroffen werden konnten. Erst zwei Jahre später, nachdem er 1996 eine Aufenthaltsgenehmigung in Italien erworben hatte, fuhr er nach Ägypten und übergab seiner Verlobten einen Teil des vereinbarten Goldes. Seinen finanziellen Verpflichtungen gegenüber der Familie in Ägypten kommt er jedoch heute nur noch unvollständig nach. Ein Leben in Sibrbay könne er sich nicht mehr vorstellen, sagt er, weil es dort langweilig sei. Seine Verlobte aus Sibrbay würde auch nicht nach Paris kommen können, denn wie sollte sie hier leben? Vorläufig hat sich Fathi mit einer marokkanischen Freundin in seiner Wohnung in Paris eingerichtet und macht sich über die weitere Zukunft keine großen Gedanken.

Einige der Männer aus Sibrbay haben sich bereits entschieden, in Frankreich zu bleiben. Sie haben die heimischen Wohngemeinschaften verlassen, sind in entfernte Stadtteile gezogen und pflegen nur noch unregelmäßige Kontakte zu den Leuten aus ihrem Dorf. Dementsprechend schicken sie auch nur noch mehr oder weniger symbolische Geldüberweisungen an ihre Familien zu Hause. Sie verbrauchen ihren Verdienst überwiegend selbst, weil sie die Annehmlichkeiten des Lebens in Paris für sich entdeckt haben. Ihre Lebensführung wird von den eher traditionell-islamisch denkenden Landsleuten mit Mißfallen beobachtet.

---

22 In seiner Untersuchung über Mexikaner in den USA kommt Pries, *Transnationale soziale Räume*, S. 463, zu ganz ähnlichen Beobachtungen; hierzu s. auch den Beitrag von Pries in diesem Heft.

Die meisten derjenigen aber, die in den Besitz von Papieren kommen, behalten trotzdem eine nach Ägypten ausgerichtete Zukunftsperspektive. Sie wollen zurückkehren und sind nun in der Lage, ihr Kapital gezielt in ihrem Heimatdorf anzulegen.

## Auswirkungen auf das Heimatdorf

Die sozialen und kulturellen Auswirkungen der Arbeitsmigration nach Europa sind in Sibrbay bisher noch nicht besonders deutlich zu erkennen, weil die meisten Migranten noch nicht zurückgekehrt sind. Insofern läßt sich zwar an einzelnen Rückkehrern beobachten, daß sie sich bewußt als Innovatoren betätigen, aber diese Einzelfälle lassen nur bedingt weiterführende Schlüsse zu. Deutlich sichtbar sind hingegen Auswirkungen des massiven Kapitalzuflusses. Er trägt zu einer Entwicklung bei, die mit der spezifischen Form der Kapitalverwendung zu tun hat.

Eines der vordringlichen Motive der Arbeitsmigration der jungen Männer aus Sibrbay liegt darin, Geld für die Familiengründung zu verdienen. Die erfolgreichen Migranten sind, wenn sie lange genug im Ausland waren, erheblich finanzkräftiger als ihre daheimgebliebenen Altersgenossen und können daher höhere materielle Erwartungen hinsichtlich des Brautschatzes oder der Ausstattung einer gemeinsamen Wohnung erfüllen. Folge des selektiven Kapitalzuflusses war in den vergangenen Jahren eine Konkurrenzsituation, die zu einem deutlichen Anstieg der Hochzeitskosten führte. In einigen Fällen wurden die eingeforderten Leistungen seitens der Brautfamilien regelrecht hochgehandelt, so daß die zukünftigen Ehemänner noch einmal ihre geplante Auslandszeit verlängern mußten.

Neben der Verteuerung von Hochzeiten führt die Zunahme von Rücküberweisungen nach Sibrbay zu einer Anheizung des Immobilienmarktes, die sich in der räumlichen Differenzierung und zeitlichen Entwicklung der Bodenpreise niederschlägt. Karte 4 zeigt, daß die Quadratmeterpreise für Bauland ein für ägyptische Verhältnisse überaus hohes Niveau erreicht haben. Entlang der Hauptstraße nach Tanta und am Eingang des Dorfes, wo sich in den vergangenen Jahren ein Ladenzentrum gebildet hat, wurden bereits 1994 Höchstpreise von 260 ägyptischen Pfund, also umgerechnet etwa 130 DM pro Quadratmeter bezahlt. Fünf Jahre später haben sich diese Preise noch einmal annähernd verdoppelt.

Folge der Preissteigerungen für Hochzeiten und für Bauland ist, daß ärmere Familien in der ökonomischen Konkurrenz immer weiter zurückgedrängt werden. Soziale Unterschiede werden tendenziell verschärft, weil es, wie eingangs gezeigt, nicht die ärmsten Dorfbewohner sind, die sich auf die Reise nach Europa machen, sondern eher Angehörige solcher sozialen Gruppen, die das Kapital für die Reise aufbringen und das Risiko des Scheiterns verkraften können.

*Karte 3:* Wohnhäuser und Geschäfte von Frankreich-Migranten in Sibrbay, Ägypten

*Karte 4:* Differenzierung der Bodenpreise in Sibrbay, Ägypten

## Fazit: Strukturierung der Süd-Nord-Migration durch transnationale Migranten-Netzwerke

Transnationale Migranten-Netzwerke sind nicht erst ein Produkt der Globalisierung, aber sie gewinnen im Kontext zunehmender globaler Verflechtungen eine neue Qualität.<sup>23</sup> Die Fallstudie läßt erkennen, daß die staatlichen Maßnahmen der Zuzugskontrolle für die Mitglieder des Netzwerkes Sibrbay-Paris kaum die intendierten Wirkungen erzielen können. Für die Gesellschaften der Zielländer ergeben sich daraus Probleme, die in der Literatur ausführlich behandelt werden.<sup>24</sup> Ein Problembereich, der in der Fallstudie eingehender analysiert wurde, ist der Zusammenhang von illegaler Einwanderung und irregulärer Beschäftigung.

Die empirische Studie über ägyptische ›Sans-papiers‹ in Frankreich hat an einer Reihe von Beispielen gezeigt, welche Bedeutung Netzwerkstrukturen sowohl für die einzelnen Migranten als auch insgesamt für die Dynamik der untersuchten Form der Zuwanderung nach Europa haben. Dabei ist das soziale Beziehungsgefüge nicht auf die an einem Ort in der Fremde zusammenlebenden Migranten beschränkt, sondern entscheidend sind gerade die vielfältigen Verbindungen zwischen Herkunfts- und Zielgebiet, d.h. die charakteristische transnationale Struktur des Migranten-Netzwerkes. Solche Netzwerke haben, wie die Fallstudie verdeutlichte, kommunikative, soziale und ökonomische Funktionen bei der Steuerung des Migrationsprozesses.

Die erste Funktion von transnationalen Migranten-Netzwerken besteht darin, daß sie einen Informationstransfer zwischen Herkunfts- und Zielgebieten garantieren, der für die Kontinuität von Migrationsprozessen unter sich verändernden äußeren Rahmenbedingungen von essentieller Bedeutung ist. Generell ist der Aufbruch in die Fremde eine riskante Investition für die Migranten. Der hohe finanzielle Einsatz bedeutet für die meisten jungen Männer aus Sibrbay, daß sie bei der Reise nach Europa alles auf eine Karte setzen und unter Umständen das gesamte Vermögen ihrer Eltern und Verwandten riskieren. Jede Verschärfung der Einreisekontrollen an den europäischen Außengrenzen erhöht das Risiko des illegalen Grenzübertritts. Gleichzeitig steigen aber mit zunehmendem wirtschaftlichen Gefälle zwischen Herkunfts- und Zielland auch die Gewinnchancen für diejenigen, die es schaffen, das Zielland zu erreichen und dort Arbeit zu finden. Unter diesen Bedingun-

---

23 Vgl. dazu James T. Fawcett, Networks, Linkages, and Migration Systems, in: International Migration Review, 23. 1989, S. 671–680; Wilfried Heller/Hans-Joachim Bürkner, Bisher vernachlässigte theoretische Ansätze zur Erklärung internationaler Arbeitsmigration (Erfurter Geographische Studien, Bd. 3), Erfurt 1995, S. 175–196.

24 Mathias Bös, Migration als Problem offener Gesellschaften. Globalisierung und sozialer Wandel in Westeuropa und Nordamerika, Opladen 1997; Krings, Internationale Arbeitsmigration nach Deutschland und Italien im Vergleich.

gen macht der intensive Austausch von Informationen die Risiken für die zum Aufbruch entschlossenen potentiellen Migranten im Herkunftsland kalkulierbar und schafft damit die Voraussetzung dafür, daß die individuelle Migrationsentscheidung auf rationalen ökonomischen Kalkulationen aufbauen kann.

Zweitens haben Migranten-Netzwerke die Funktion von Solidargemeinschaften, die ihren Mitgliedern unter schwierigen und – buchstäblich – abweisenden äußeren Umständen im Zielland ein Überleben ermöglichen. Vor allem in der ersten Zeit nach ihrer Ankunft sind die noch unerfahrenen und der Sprache des Landes unkundigen ›Sans-papiers‹ in hohem Maße auf die Hilfe von Freunden angewiesen. Der enge interne Zusammenhalt ist sowohl eine Reaktion auf die subjektiv empfundene Unwirtlichkeit der neuen Umgebung und der fremden Kultur als auch auf objektiv existenzbedrohende Gefahren wie Krankheit, Arbeitslosigkeit oder Abschiebung. Im normalen Alltag bildet für die Migranten aus Sibrbay das Zusammensein mit ihren Freunden und Verwandten eine Art Heimatersatz, der es ihnen ermöglicht, mitten in Paris ›ägyptisch‹ zu leben. Die Übertragung sozialer Strukturen aus Sibrbay in die neue Umgebung ist eine Voraussetzung dafür, daß das Zusammenleben in den verschiedenen Wohngemeinschaften wie auch das Zusammenarbeiten zum Gelderwerb auf gegenseitigem Vertrauen aufbauen kann und daß sich gegebenenfalls Konflikte innerhalb der Gruppe lösen lassen. In Notfällen wie z.B. bei Krankheiten dient das Solidarnetz dann tatsächlich der Absicherung der physischen Existenz.

Die dritte Funktion der Migranten-Netzwerke schließlich bezieht sich auf die ökonomischen Aspekte der Arbeitsorganisation innerhalb der Migrantengruppe. Man kann die Männer aus Sibrbay als eine Wirtschaftsgemeinschaft im weitesten Sinne bezeichnen, die dadurch gekennzeichnet ist, daß die Mitglieder der Gruppe von verschiedenen Positionen aus in einer hierarchisch aufgebauten Struktur komplementäre ökonomische Interessen verfolgen. Die bereits länger im Lande lebenden, zu Unternehmern aufgestiegenen Migranten können ihren Bedarf an billigen und zudem loyalen Arbeitskräften am besten mit den ›Sans-papiers‹ aus ihrem Heimatdorf decken. Sie haben folglich größtes Interesse an einer Kontinuität des Zuzugs. Die Tatsache, daß die Beziehung zwischen Patron und einfachem Arbeiter nicht nur ökonomischer Natur ist, sondern durch soziale oder sogar verwandtschaftliche Verbindungen gestärkt wird, wirkt zusätzlich stabilisierend auf die Netzwerkstrukturen und die dadurch gestützten Migrationsmuster.

An dieser Stelle wird ein Paradox der dargestellten Süd-Nord-Migration sichtbar: Auf der einen Seite steigern die europäischen Staaten ihre Versuche einer Zuzugsbegrenzung, auf der anderen Seite aber zeigte die Fallstudie das Beispiel eines florierenden und kontinuierlich wachsenden Migranten-Netzwerkes. Der Zuzug von immer neuen ›Sans-papiers‹ aus

Ägypten wird durch die Verschärfung von Grenzkontrollen und andere Maßnahmen der europäischen Abschottung nach außen offensichtlich kaum nennenswert beeinträchtigt. Die Hypothese liegt nahe, daß die Migration auf der Achse Sibirbay-Paris nicht trotz, sondern gerade wegen der Grenze funktioniert.

Der kontinuierliche Nachschub an billigen Arbeitskräften ist die Voraussetzung dafür, daß die ägyptischen Kleinunternehmer im Malereigewerbe kostengünstiger arbeiten als ihre französischen Konkurrenten und sich im Wettbewerb auf dem Markt der Metropole Paris immer weiter ausbreiten können. Die Expansion ist nur möglich, solange Billiglohnkräfte nachgeholt werden können. Die Migranten wiederum sind von ihren Arbeitgebern abhängig. Die illegale Zuwanderung und die irreguläre Beschäftigung bedingen sich folglich in gewisser Weise gegenseitig.<sup>25</sup>

---

25 Vgl. Klaus J. Bade, Pfade in die Festung, in: Süddeutsche Zeitung, 13.5.2000.

Jacques Waardenburg

## Islam in Europe. Some Muslim Initiatives and European Responses

### Introduction

Since World War II an increasing number of migrants from outside Europe have established themselves in this continent, mainly in the western part of it where they constitute important minorities. Among them are many people who identify themselves as Muslims, besides having national, ethnic and other identities. Apart from some imâms and Sufi sheikhs, they have not come for religious but mostly for economic reasons. The majority of the Muslim immigrants came from Turkey, North Africa, the Middle East and South Asia.

There is an immense variety among the Muslims living now in Europe. On the one hand, in different Muslim countries and regions and among different groups Islam has been articulated in different ways in national and social, communal and individual life, even though all Muslims have some basic Islamic doctrines and prescriptions in common. On the other hand, Europe itself has a great variety of social and cultural, communal and individual patterns of life which have been historically and socio-politically conditioned. It includes today, moreover, a diversity of Muslim groups that have been living in its south eastern and eastern regions for centuries, having various relationships with their non-Muslim neighbours. This double variety, both of Muslim ways of life and of living conditions in Europe, should warn any researcher from the outset against unreflected assumptions and simple generalizations.

There are other reasons, too, for such a warning. In the title of this paper, if it were in German, ›Islam‹ would not have an article. We would say ›Islam in Europa‹ rather than ›Der Islam in Europa‹, since we consider it as something that is malleable and only vaguely defined. And ›Europe‹ in the title is also vaguely defined; Chechnia and Turkey west of the Bosphorus belong to it. Europe here simply designates a geographical, not a cultural or political entity; it is even not assumed to constitute a unity. The notions of Islam and Europe must remain flexible in order to avoid any suggestion that there might be an intrinsic opposition, a dualism between Islam as such on

the one hand and Europe as such on the other. I am interested here in people and the way they identify themselves; I do not seek to pass judgement and certainly not to idealize or demonize Europe or Islam. My continuous interest is what Muslim groups and persons mean when they appeal or refer to Islam.

The problem I am concerned with is that of certain striking Muslim initiatives in European societies which appeal to Islam. Where, how and under which circumstances have Muslims created something new in Europe during the last half century? Their initiatives can be viewed as responses to life conditions in European societies.

Certain of them are of a general nature and could be taken by Muslims living in a non-Muslim context anywhere in the world. Others, on the contrary, are more specific. They may have to do with the European contexts in which Muslims live at present or with the social and cultural life of the Muslim countries and regions from which they came. The general initiatives have to do with basic human needs or with general features of Islamic religion and way of life. The specific initiatives have to do with social and cultural features of specific societies in or outside Europe. How do these initiatives refer to Islam and how do they interpret it? Let me begin with my approach to the problem:

1. I cannot make a strict separation between what may be called the social, cultural and religious expressions of Muslims. They are intimately linked to each other and I take it that all three are inseparable aspects of Muslim communal and social life. But we should be attentive to the ways in which particular Muslim groups or individuals make certain distinctions in their discourse between what they call ›religious‹ and ›cultural‹, or ›religious‹ and ›social‹.

2. I also take it for granted that, in individual and social life, ›Islam‹ as it is lived by Muslims is something that is continuously constructed. As such it is a social construction, made primarily by Muslims who identify themselves with Islam but also by non-Muslims who have their own discourses about Islam. Especially if we want to do justice to the original features of Muslims' expressions and initiatives, we have to pay due attention to what Islam means to them. That is to say we have to be attentive to the ›subjective‹ features of their references to Islam, both in their ideas and their practices. As I see it, this Islam is less the age-old popular traditions in Muslim regions or the established corpus of prescriptions and doctrines, handed down in the scholarly and mystical religious traditions of Islam, than the specific interpretations and practice of Muslims in particular contexts and situations nowadays.

This approach looks for the ways in which particular Muslim groups and individuals select and articulate particular elements of the Islamic tradition, linking them with cultural and social elements of other origins, for in-

stance from European societies. I think that it is permissible from a scholarly point of view to call those articulations that refer to Islam and claim to present a coherent ›Islamic‹ meaning, ›constructions‹ of Islam. Above the temptation, among Muslims and non-Muslims (including scholars) alike, to reify Islam, this approach stresses the constant construction of Islam by Muslim groups and persons. They do this in interaction with each other and with other people, and in response to the particular situations in which they are living.

3. To do research on the forms which Islam takes in Europe requires an interest in relationships between people of different cultures and religions, or to use a modern term: an interest in interculturality. For a long time this meant the relationships between European cultures and particular cultures outside Europe. Nowadays it also means the relationships between different socio-cultural groups within Europe itself. The Muslims in Europe, however, remain in constant contact with the Muslim world outside Europe. Consequently, in order to do research on Islam in Europe we should pay attention, on the one hand, to the relations between the Muslim groups and individuals and the non-Muslim people with whom they share life in European societies. But on the other hand, we should be attentive to the relations which Muslim groups and individuals in Europe continue to entertain with co-religionists, individuals or groups, living in Muslim societies outside Europe. Intercultural studies have become much more complex than in former times.

4. An assumption of this study is that Muslim initiatives taken in European contexts are not arbitrary and that they make sense for the Muslims concerned. Sometimes it is difficult for relative outsiders to grasp what certain of their actions and activities mean precisely to the Muslims concerned, or even to grasp the various messages conveyed by a particular Muslim discourse. Yet we must assume that their very existence is meaningful for the people concerned, and that we are confronted here with social constructions of Islam as a provider of meaning.

## Symbiotic Processes

In what follows I concentrate on three West European countries where not only a considerable number of Muslim immigrants and their descendants are living, but where the majority of them also comes from a distinct region of the Muslim world. These three countries have a history of far-reaching relations with the Muslim regions concerned and they tend to be regarded by Muslims who are living in them as being representative of Europe and European culture itself.

The three countries are Britain with its Muslim immigrants from South Asia, France with its immigrants from North Africa, and Germany with its immigrants from Turkey. In all three cases, because of a common history the

immigrants and Europeans concerned were not completely foreign to each other. In two of the three cases, Britain and France, there were no major language difficulties since many migrants knew English or French before their arrival. Yet in all three cases the religious, cultural and social patterns of the migrants' countries of origin differed considerably from those of the countries where they settled.

As a hypothesis I take it that in all three cases, whatever the problems of mutual adaptation and integration, identity affirmation and social protest, certain ›symbiotic‹ processes have started between immigrants and the local population. This has been possible because certain provisions of the countries concerned have enabled immigrants to fit into their societies. Based upon earlier migration experiences, certain economic, social and cultural patterns had already developed before their arrival. They allowed for the admission and acceptance in these countries of a number of Muslim immigrants from outside Europe and an increase in their numbers.

Our hypothesis should not obscure the fact that a number of factors can hamper or even *hinder* such a symbiotic process in European countries. Some of them are the following:

1. Especially in Bulgaria, former Yugoslavia and the former Soviet Union, historical contrasts exist between mostly minority Muslim communities and the broader societies in which they live and which mostly call themselves ›Christian‹. Such contrasts can be exploited effectively by political interests, as the history of the last two decades shows.

2. The rise or strengthening of movements of the political right, particularly manifest in Austria since February 2000, largely fed by the local population's insecurity and fears, implies increasingly negative attitudes toward foreigners, among them Muslims.

3. The structural unemployment in Europe, with a disequilibrium between the percentages of local and foreign unemployed people, increases tensions between the local population and foreign workers, among them Muslims.

4. Current geopolitical and economic interests have made for an increasing distance between the richer and the poorer parts of the world, the ›North‹ and the ›South‹, which implies a growing domination of the former over the latter. Since most Muslims happen to live in the ›South‹, this growing distance cannot but affect the relations between Europeans and Muslim immigrants and their descendants in Europe.

5. The still current easy accusation that ›Islamists‹ are inclined to terrorism and the likewise still current simple association of Islam with violence, have a negative effect on public opinion and influence negatively current efforts at bringing about or promoting a symbiotic process as sketched above. Although the political effects have been most visible in present-day

Serbia concerning Bosnian Muslims and Kosovo Albanians, and present-day Russia concerning Chechens, voices expressing similar ideas can also be heard in Islamophobic circles in Western Europe.

On the other hand, I also want to mention some factors and forces that work *in favour* of the symbiotic process alluded to:

1. During the last thirty years initiatives in Europe and elsewhere have increased to bring Muslim and other people together in favour of cooperation and dialogue. On both sides a certain elite has been formed, practising and promoting cooperation in the face of opposing interests.

2. Migration processes in general and the ways of life of Muslim immigrants and their descendants in European cities and regions have become better known. These people have been able to familiarize themselves more with their new countries.

3. Ideas about the contours of a civil and civic society evolve in which people of different backgrounds can participate. Such ideas offer alternatives to concepts of society which stress homogeneity, continuing rationalization and secularization and imply the marginalization of Muslim or other religious communities.

This short list should be supplemented by a number of initiatives meant explicitly to further positive interaction and communication between Muslims and other Europeans. One example is the convention made by the Spanish government with the Churches and Muslim and Jewish communities which exist in Spain. Another is the continuing effort to promote the integration of Muslim immigrants and their participation in the democratic process for instance in Sweden.

## Muslim Initiatives in Western Europe

### General Initiatives

Let me enumerate briefly the main general initiatives taken by Muslim immigrants throughout Western Europe:

1. The establishment of prayer halls and mosques for communal religious and social life, in general around a local Muslim organization;

2. Support of practical activities prescribed by Islam such as fasting during the month of Ramadân, celebrating Muslim feasts, collecting *zakât* (alms-tax), organizing the *hajj* (pilgrimage), assuring *halâl* food (ritually prepared meals), taking care of the dead;

3. The organization of religious education for children to give them a basic knowledge of Islam, varying from instruction at ›Koranic‹ schools for smaller children to courses in Islam in primary and secondary schools;

4. The establishment of different kinds of organizations on a local, national and international level in support of Islamic religious, cultural and so-

cial activities. Some of these organizations have a strong *da'wa* (missionary) character, calling on Muslims to practice their religion better. More recently, Muslim women's organizations have also been founded;

5. The preservation and promotion of contacts with Muslim individuals and groups abroad. These may vary from parallel Muslim organizations and private contacts elsewhere in Europe to Muslim organizations and movements as well as private contacts in particular Muslim countries. They may extend to more official agencies in the countries of origin or in countries able to give financial support, as well as to international Muslim organizations. Funds are raised in support of Muslims elsewhere who are in need. In a number of cases, family relations make people travel throughout Europe so that the descendants of Muslim immigrants have sometimes been called the first ›real Europeans‹ moving all over the continent;

6. Sometimes initiatives are taken to give information about Islam to a broader public, for instance making possible visits to a mosque for school children or interested visitors.

### Muslim Initiatives in the United Kingdom

As the center of the a colonial empire and later the Commonwealth, Britain has long-standing relations with a number of Muslim countries. Many of the immigrants living in Britain are Muslims, and meanwhile, the country has an important number of Muslim citizens. Its decentralized administration and its case law allow for local adjustments, and the communal life of Muslims in Britain is much respected. The presence of a state Church and the tradition of teaching religion at school gives religion a place in public life in Britain. The British notion of civility implies that foreigners are welcome provided they respect the rules of British society. However, British society has been structured for a long time along class lines, with only little upward social mobility even for British citizens. Mixed marriages of whatever kind have been unusual and a certain racism exists.

The Muslim immigrants who arrived from present-day India, Pakistan and Bangladesh, sometimes after a prolonged stay in East Africa, were accustomed to hierarchical social structures in their own societies. They were conscious of belonging to an old and respected culture with its heyday in the Moghul empire from the sixteenth until the mid-nineteenth century. Islam in South Asia is known for its variety of legal, theological and other religious orientations each with its leadership, and also for a number of Sufi orders.

1. Muslim immigrants and their descendants from South Asia have a tendency to reproduce their customary socio-religious communal structures in Britain. Their religion is still dominated by the same Islamic schools that exist in the countries of origin.

2. As British citizens, Muslim immigrants have developed a certain political consciousness and participate actively in British political life, with representatives acting in various political parties on different levels. In 1991 a group of Muslims established what was called an ›Islamic Parliament‹ which took a critical stand to British governmental and administrative practices. In 1998 the Muslim organizations in Britain started to form a common body to represent their interests, in particular toward the government and the churches.

3. Although British common law applies to all residents of the country, some Muslim groups have repeatedly pleaded for the introduction and recognition of at least certain provisions of personal status in *Shari'a* law to be applicable to Muslims in Britain. This has been refused, but a kind of a compromise solution has been found which allows and even encourages Muslim litigants to arrive at their own solution through Muslim arbitration taking *Shari'a* provisions into consideration in so far as it does not go against the law.

4. Muslims have established important Islamic study centers in Britain such as the Muslim College and the Institute of Ismaili Studies in London, the Islamic Study Centre in Oxford, and the Islamic Foundation in Markfield, Leicestershire. Several Muslim cultural foundations have been active in the realm of Muslim culture in Britain. In 1976, for instance, a large Muslim festival was organized in London.

5. During the last twenty years or so a number of books have been written by Muslim intellectuals living in Britain, reflecting on Islam and modernity, post-modernity or globalization and North-South relations. They testify to a growing awareness and discussion of the place of Islam in the present-day world among a younger generation of Muslims in the country.

6. As a cosmopolitan center, London provides numerous possibilities for a certain elite from Muslim countries to meet. Worldwide contacts among Muslims as well as all kinds of connections and cooperations occur, including partners from the U.S. and the Commonwealth. These contacts and cooperations concern a whole variety of economic, political, social and cultural questions.

### Muslim Initiatives in France

After having been the center of a colonial empire stretching deep into Muslim Africa and with considerable influence in the Levant, France concluded this phase of history with some bloody conflicts of which the Algerian war (1954–1962) has impressed itself in the Muslim and French collective memory. Immigration from North Africa to France already started before World War I. Since access to citizenship has been traditionally based on *ius soli*, France has a large number of Muslim citizens who are of North African origin.

The country has a strongly centralized government and administration. As a heritage of the Revolution of 1789 it cherishes the ideal of a civil society in which all citizens enjoy complete equality in their rights and duties in public life and before the law, whatever their background or personal conviction. There is a strict separation of the state and the church. Public life in France is lived under a secular flag, religion being considered a private affair outside the domain of public life. The constitution requires public life to be protected against the influence of all kinds of religious organizations, including churches and sects. The value of French culture has always been highly respected, and in colonial times this provided the background for major efforts to spread the French language, education and way of life throughout the empire.

The Muslim immigrants from North Africa were geographically close to France. Algeria was administered as a regular French province whereas Tunisia and Morocco were protectorates under strict French control. North Africa is known for the cleavage between Arabs in the coastal regions and Berbers with their own languages and customs in the mountain areas. Rivalries between different tribes or clans have been a common phenomenon so that one of the tasks of local religious Sufi leaders (Marabouts) has always been to prevent the outburst of conflicts. Around these Marabouts and in the *tariqas* (brotherhoods) a rich popular religion has developed which was frowned upon by the *ulamâ* (religious scholars).

A certain individualism prevailing in North African societies found a reflection in equally individualistic orientations in French society. However, whereas throughout North Africa the political leadership has been accustomed to use religion as a political instrument, the separation of state and church in France has been prohibitive for any close linkage there between religion and politics. Islam has not been allowed to manifest itself in public life in France. Many North African workers, white collar workers, writers and intellectuals were familiar with the French language before arriving in France. This, as well as the acceptance of mixed marriages, has facilitated their insertion into French society. In practice, however, North Africans – socially called «les musulmans» – have been looked down upon not only by French colonists but also in French society at large, convinced as it is of the superiority of French culture.

Nevertheless, several important Muslim initiatives have gained considerable influence in France:

1. Compared with other countries in Western Europe, Muslims in France have been able to establish their prayer-halls and mosques only relatively late, since the mid-1980s. In certain cases methods like strikes were needed to force employers and administrators to allow the use of prayer-halls. Whereas in other countries in Western Europe discussions about

wearing headscarfs have mostly remained on a local level, in France this issue has led to a national debate. In French society wearing headscarfs in public places has often been seen as a large-scale affirmation of the presence of Islam and Islamic identity, going contrary to the ideology of *laïcité* (secularism) as the basis of society.

2. Several large Arab Muslim organizations have been founded since the late 1970s, mostly under the impact of strong leaders. Notwithstanding government insistence, they have as yet not formed one common representative body. During the 1990s, younger ›Islamists‹ have been playing an important positive role in the impoverished suburbs of French cities, when the French government had no longer been able to offer social support and education.

3. Because of the presence of a (mainly Muslim) Arab intelligentsia writing in French, Paris has become a center for the diffusion of Muslim Arabic literature and culture at large to the French-speaking world. Besides more secular views there is an important output of religious views by authors of a more ›Islamist‹ orientation who often also publish in Arabic.

4. On the other hand, in the 1980s and 1990s certain terrorist activities were undertaken by some Muslim groups on French soil, under foreign influence or in the context of the Algerian civil war. They have had a negative impact not only on relations between the French population and the immigrants but also on the life of the latter as the French security agencies have increased their control. Algerians had been victimized since the beginning of the Algerian war in 1954. The Algerian and Tunisian governments' hunt for ›Islamists‹ has also had negative consequences for Algerians and Tunisians living in France. The late Hassan II encouraged Moroccans not to integrate into French society.

5. Various initiatives have been taken by Muslim women in France to reconsider the traditional role of women in Muslim societies and to improve the education and working conditions of Muslim women in the country.

### **Muslim Initiatives in Germany**

Apart from thirty-five odd years of colonization in some regions of Africa before World War I, Germany hardly had a colonial empire with Muslim inhabitants. Its history has mainly been played out in Europe. Germany's encounter with Islam arose largely through its cooperation with the Ottoman empire, its ally in World War I. Republican Turkey maintained the links with Germany, and the migration of a large Turkish labor force to the Federal Republic took place within the framework of an official convention between both countries in 1962. Yet officially Germany has always refused to be considered as a country of immigration, and until recently, as a rule, it was difficult to obtain German citizenship. The Federal Republic has paid attention to

the development and organization of a civil society. Cultural and religious affairs are the responsibility of the various constituent *Länder* which also regulate the teaching of religion in school. The workers who arrived from Turkey hardly knew any German, and this explains a certain distance between population and migrants, at least in the beginning. Especially in the former GDR *Länder*, which had been less exposed to international communication, cases of violence against foreigners have occurred in the 1990s.

Most Muslim immigrants in Germany arrived from Turkey, a state set up according to Western models. In Turkey the forms of Islam which are not part of the official Turkish Islam as taught and practiced by the *Diyanet* (Presidium of Religious Affairs) are frowned upon and may be marginalized as expressions of popular religion or even forbidden. Such non-official Turkish Muslim organizations, however, have been able to flourish in Europe. Turkey presents itself at the same time as a modern state with a separation of state and religion, and as a nation of Turkish people united in a Turkish Islam cherished by the state. In fact there exist Islamist and other movements opposed to the present-day secular state's control of religion. As is well-known there are also Alevis, Kurds and other groups (including the Syrian Orthodox Christians) not recognized by the state, which imposes its ideology of the Turkish-Muslim synthesis.

In the background, various Muslim initiatives have become relevant in Germany since the 1970s.

1. The most important, though unspectacular, Turkish-Muslim initiative in Germany is the request made by several Muslim organizations in different *Länder* to be recognized as a *Körperschaft des öffentlichen Rechts*, like the major Christian churches and two Jewish communities. Until now this request has not received a positive answer, which is a serious obstacle to Muslim immigrants and their descendants participating in the religious scene.

2. The most spectacular Muslim initiative in Germany, however, has been the public appearance of Islamic movements and organizations that were under pressure or even forbidden in Turkey. Groups like the Suleymanli, the Milli Görüs, the Grey Wolves and the adherents of Kaplan, but also the Alevis, Nurculuk and several dervish orders have been able to express themselves freely in Germany, often to the dismay of Turkish officials. Besides Turkish religious organizations, ethnic groups like the Kurds, who (like the Alevis) are not fully recognized in Turkey, can speak out freely in Germany, though they are not allowed to organize themselves politically (for instance in the PKK). As a result the Turkish-Kurdish conflict in Eastern Turkey has affected the Muslim community in Germany, and perhaps also German internal policies toward migrants from Turkey.

3. Noteworthy is the presence of an important Iranian *Shi'i* community in Germany, with a mosque and cultural center in Hamburg, and also of several Sufi *tariqas* mostly from Turkey.

4. Turkish-Muslim organizations in Germany are known for their discipline and a certain efficiency. Even though only a relatively small part of the Turkish immigrants and their descendants in fact belong to them, they constitute powerful forces in Turkish life in the country. Recently these organizations have taken several initiatives to reach out to the German population and provide it with information about Islam and with ›open door‹ days in certain mosques, for instance for visiting school classes.

5. Although most Turkish immigrants and certainly Muslims cling very much to the Turkish language in a national and religious vein, there is a growing body of writing by Muslims on Islam in German. This now makes it easier for German readers to disregard the language barrier, whereas when the teachings and practices of Muslim life in the country were conveyed only in Turkish, much distrust was aroused.

## European Responses to Muslim Initiatives

Though this paper is mainly on the initiatives taken by Muslim immigrants and their descendants in Britain, France and Germany, it is worth noting some responses which these initiatives – affirming the presence, values and proper character of Islam in European societies – have evoked.

In *Britain*, partly frightened by the demonstrations in Bradford in connection with Salman Rushdie's *Satanic Verses*, the government apparently carries out a certain pro-Islamic policy. The Church of England has taken a positive stand on dialogue with Muslims. Recent publications, however, such as the 1998 report on Islamophobia, show the existence of a wide-spread fear of Islam among the population and the presence of racist attitudes, for instance among the police. Consequently, some self-criticism and soul-searching is underway. I should also point, however, to positive responses, such as the World of Islam Festival of 1976 which attracted world-wide attention and led to a great number of publications in English dealing with different aspects of Islam and Muslim societies in the past and at present.

*France*, on the other hand, has been frightened not only by terrorist attacks in the 1980s and 1990s, but also by the ongoing controversies around Muslim girls' wearing headscarfs at state schools. Making Islam visible in France has put a bomb under uncompromising secularism (*laïcité*) as the fundamental ideology of French society and state. It has also reopened old wounds in French society: the still current depreciation of Islam as a culture and a social order, and bitter memories of the Algerian war which France lost so painfully. Islam is in France a political issue which has resisted rational categorization. The amount of publications from the Islamist as well as from

the French Republican side, arguing that Islam and *laïcité* are not necessarily in conflict, actually suggests how deep the cleavage between French and Arab Muslim culture has been and in fact still is. Even certain French pro-Arab policies and the practice of mixed marriages do not preclude the conclusion that for France Islam still remains an ideological problem difficult to handle.

*Germany*, lastly, frightened by Turkish rivalries, Kurdish-Turkish tensions and right-wing attacks on innocent asylum seekers, also seems to be involved in an ideological struggle around Islam. On the one hand, we see a rather brutal demonizing of anything that has to do with Islam in the field of power and politics, for instance around the Gulf War. On the other hand, I have observed at the same time a sensitive but sometimes rather naive spiritualizing presentation of the Islam of mysticism and literature. Turks still have a great openness toward Germany. Huge efforts have been made in Germany to encourage dialogue and to work toward a civil and civic society on the basis of values like education and *Bildung*.

## Conclusion

I would like to end with some words about how to study Islam in Europe. Let me try to draw some conclusions going beyond the three countries we discussed.

First of all, our research should take into account how Muslim individuals and groups living in Europe, live, act and speak themselves, and how in this way they are constructing their Islam or their Islams. As scholars we should keep aloof from participating in Muslim discourses about what Islam is in itself, or what is its true interpretation. And equally, we should be careful about using terms and concepts like ›fundamentalism‹ current in political and social discourses about Islam in Europe, which try to account for all kinds of things related to Islam without real study or insight in the issues involved.

We should study and analyze the many ways in which Muslims speak and write about their life in Europe themselves. We should note how they formulate and stress certain norms and values in their descriptions. We should appreciate the ways in which they give expression to their often rich imagination, including what may seem to us utopian hopes and projects. And most of all, we should learn to observe correctly.

Second, as scholars we should be careful in using ourselves terms that evoke emotions of loyalty and love, or of distance and rejection among the people we study, terms to which they may give different meanings. Muslims often speak of terms like *shari'a* or *din wa-dunya* (religion and politics) and feel attracted by them. Christians are pleased to speak about ›faith‹, ›religion‹ or ›democracy‹ and feel at home with them. Both Muslims and Christians are

delighted to speak in terms of ›Christianity‹, ›Islam‹, ›Europe‹, ›the West‹ or ›European Islam‹. In daily speech these have often become hollow words which receive a meaning largely through the ideological ends and purposes for which they are used. As a consequence, we should study such terms in present-day discourse as they are used ideologically and try to detect the political or other aims behind that use.

Third, we should be on our guard both against what may be excessively good or excessively bad intentions in our investigations, and also against scholarly naivety. Our task is not to guide Muslims in their constructions of Islam in Europe or to denounce such constructions. As scholars, we have no business in supporting or obstructing the presence of Islam in this continent. We have to find out what is going on, which references to Islam are made and why, which expressions and forms of Islam occur and why, which initiatives Muslims take, and what Islam means to them – as they see it. All of this should be studied in this context.

In short, research in the sensitive area of Islam in Europe is a critical operation. It uses rational procedures, and checks its results not only with empirical facts but also with a critical assessment of the researcher's own starting points. After all, we not only observe those whom we study, the Muslim side, more or less sympathetically. We also have to look at our own, the European side, more or less critically.

In these encounters which are taking place between non-Muslim Europeans and Muslims becoming Europeans both sides feel astonishment. On one side there is surprise about a religion of a new kind that turns up in a secularizing Europe. On the other side there is astonishment about the existence of civilized societies in which religion does not play a visible social role.

To study such encounters impartially demands an independent position from the scholar or researcher. After all, as scholars we are not working to please the media, or publishers, or politicians, or religious leaders. We simply have to acquire sound knowledge, and if possible some insight in what is going on in Europe nowadays, among old-established Europeans and those who have joined them recently.

## Selected Bibliography

### Islam in Europe in general

- Mohammed Arkoun/Rémy Leveau/Bassem El-Jisr (eds.), *L'islam et les musulmans dans le monde, Tome 1: L'Europe occidentale*, Beyrouth 1993.
- Robert Bistolfi/François Zabbal (eds.), *Islams d'Europe. Intégration ou insertion communautaire?*, Paris 1995.
- Félice Dassetto, *La construction de l'islam européen. Approche socio-anthropologique*, Paris 1996.
- Félice Dassetto/Yves Conrad (eds.), *Musulmans en Europe occidentale. Bibliographie commentée*, Paris 1996.
- Peter Graf/Peter Antes, *Strukturen des Dialogs mit Muslimen in Europa*, Frankfurt a.M. 1998.
- Jørgen Nielsen, *Muslims in Western Europe*, Edinburgh 1992, 2nd ed. 1995.
- W.A.R. Shadid/P.S. van Koningsveld, *Religious Freedom and the Position of Islam in Western Europe. Opportunities and Obstacles in the Acquisition of Equal Rights (with an extensive bibliography)*, Kampen 1995.
- W.A.R. Shadid/P.S. van Koningsveld (eds.), *Muslims in the Margin. Political Responses to the Presence of Islam in Western Europe*, Kampen 1996.
- Steven Vertovec/Ceri Peach (eds.), *Islam in Europe. The Politics of Religion and Community*, Houndmills 1997.

### Islam in Britain

- Roger Ballard (ed.), *Desh Pardesh. The South Asian Presence in Britain*, London 1994.
- Danièle Joly, *Britannia's Crescent. Making a Place for Muslims in British Society*, Aldershot 1995.
- Philip Lewis, *Islamic Britain. Religion, Politics and Identity among British Muslims*, London 1994.
- Mohammad S. Raza, *Islam in Britain*, Leicester 1991.
- Alison Shaw, *A Pakistani Community in Britain*, Oxford 1988.
- Steven Vertovec, *Annotated Bibliography of Academic Publications regarding Islam and Muslims in the United Kingdom, 1985-1992*, Coventry 1993.

### Islam in France

- Leïla Babès, *L'islam positif. La religion des jeunes musulmans de France*, Paris 1997.
- Alain Boyer, *L'islam en France*, Paris 1998.
- Jocelyne Cesari, *Être musulman en France. Associations, militants et mosquées*, Paris 1994.
- Jocelyne Cesari, *Faut-il avoir peur de l'islam?*, Paris 1997.

Jocelyne Cesari, *Musulmans et républicains. Les jeunes, l'islam et la France*, Paris 1998.

Franck Frégosi (ed.), *La formation des cadres religieux musulmans en France. Approches socio-juridiques*, Paris 1998.

Gilles Kepel, *Les banlieues de l'islam. Naissance d'une religion en France*, Paris 1987, 2nd ed. 1991.

Gilles Kepel / Rémy Leveau (eds.), *Les musulmans dans la société française*, Paris 1988.

#### Islam in Germany

Peter Heine, *Halbmond über deutschen Dächern. Muslimisches Leben in unserem Land*, München/Leipzig 1997.

Gerhard Höpp/Gerdien Jonker, *In fremder Erde. Zur Geschichte und Gegenwart der islamischen Bestattung in Deutschland*, Berlin 1996.

Religion – Ein deutsch-türkisches Tabu?, hg. v.d. Körber Stiftung, Hamburg 1997.

Faruk Şen/Andreas Goldberg, *Türken in Deutschland. Leben zwischen zwei Kulturen*, München 1994.

Günter Seufert/Jacques Waardenburg (eds.), *Turkish Islam and Europe, Türkischer Islam und Europa. Europe and Christianity as Reflected in Turkish Muslim Discourse & Turkish Muslim Life in the Diaspora. Papers of the Istanbul Workshop*, October 1996, Istanbul/Stuttgart 1999.

Ursula Spuler-Stegemann, *Muslimen in Deutschland. Nebeneinander oder Miteinander?*, Freiburg 1998.



## Die Autoren

**Michael Bommers**, Dr. phil. habil., Priv.Doz. für Soziologie und Mitglied des Vorstandes des Instituts für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) der Univ. Osnabrück; Sprecher des DFG-Graduiertenkollegs ›Migration im modernen Europa‹. Publikationen zu Migrationssoziologie, Sprachsoziologie, Jugend- und Kultursoziologie, Soziologie der Sozialen Arbeit und Methodologie, u.a.: *Interessenvertretung durch Einfluß. Ausländerververtretungen in Niedersachsen*, 2. Aufl. Osnabrück 1992; *Migration und Sprachverhalten. Eine ethnographische Fallstudie*, Wiesbaden 1993; (Hg. zus. m. Jost Halfmann), *Migration in nationalen Wohlfahrtsstaaten. Theoretische und vergleichende Untersuchungen* (IMIS-Schriften, Bd. 6), Osnabrück 1999; (Hg. zus. m. Stephen Castles u. Catherine Wihtol de Wenden), *Migration and Social Change in Australia, France and Germany* (IMIS-Beiträge, 1999, H. 13) Osnabrück 1999; *Migration und nationaler Wohlfahrtsstaat. Ein differenzierungstheoretischer Entwurf*, Wiesbaden 1999; (zus. m. Albert Scherr), *Soziologie der Sozialen Arbeit*, Weinheim 2000; (Hg. zus. m. Ewa Morawska), *Reflections on Migration Research*, Berkeley [2001]

**David A. Gerber**, Ph.D., Prof. für Geschichte an der State University of New York, Buffalo/USA. Neuere Veröffentlichungen: *The Immigrant Letter between Positivism and Populism: The Uses of Immigrant Personal Correspondence in Twentieth-Century American Scholarship*, in: *Journal of American Ethnic History*, 16. 1997, S. 3–34; *Ethnic Identification and the Project of Individual Identity: What We Can Learn from the Life of Mary Ann Wodrow Archbald (1768–1840) of Little Cumbrae Island, Scotland and Auriesville, New York*, in: *Immigrants and Minorities*, 17. 1998, S. 1–22; *Epistolary Ethics: Personal Correspondence and the Culture of Emigration in the Nineteenth Century*, in: *Journal of American Ethnic History*, 19. 2000, S. 3–23; (Hg.), *Disabled Veterans in History*, Ann Arbor 2000.

**Joachim Matthes**, Dr. phil. habil., Prof. em. für Soziologie, Univ. Erlangen-Nürnberg. Fellow, Netherlands Institute of Advanced Studies (NIAS), Wassenaar (1974/75); Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (1979–82); Visiting Fellow, Institute of Southeast Asian Studies, Singapore (1993–98). Veröffentlichungen zur soziologischen Theorie und Methodologie, zur Religions- und Kultursoziologie, u.a.: *Zur transkulturellen Relativität erzählanalytischer Verfahren in der empirischen Sozialforschung*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37. 1985, H. 2, S. 310–326; ›Das Gesicht wahren‹: eine kulturelle Regel im interkulturellen Vergleich, in: *Universitas*, 46. 1991, Nr. 539, S. 429–439; (Hg.), *Zwischen den Kulturen? Die*

Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs (Soziale Welt, Sonderbd. 8), Göttingen 1992; Was ist anders an anderen Religionen? Anmerkungen zur zentristischen Organisation des religionssoziologischen Denkens, in: Jörg Bergmann/Alois Hahn/Thomas Luckmann (Hg.), Religion und Kultur (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderbd. 33), Opladen 1993, S. 16–30; Interkulturelle Kompetenz: Ein Konzept, sein Kontext und sein Potential, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 47. 1999, H. 3, S. 411–426; Religion in the Social Sciences: A Socio-Epistemological Critique, in: Akademika, Zeitschrift der Universiti Kengangsaan Malaysia, Kuala Lumpur, 56. 2000, S. 85–105.

**Detlef Müller-Mahn**, Dr. rer. nat., Prof. für Geographie, Geographisches Institut der Univ. Bonn. Forschung und Publikationen über ländliche Entwicklung in Nordafrika, Vorderer Orient, Migrations- und Segregationsprozesse in europäischen Großstädten, u.a.: Die Aulad 'Ali zwischen Stamm und Staat. Entwicklung und sozialer Wandel bei den Beduinen im nordwestlichen Ägypten (Abhandlungen – Anthropogeographie, Bd. 46), Berlin 1989; Spaces of Poverty: The Geography of Social Change in Rural Egypt, in: Nicholas S. Hopkins u.a. (Hg.), Directions of Change in Rural Egypt, Cairo 1998, S. 256–276; Du »Zoning familial« au »Zoning économique«. La transformation des structures sociospatiales dans deux villages égyptiens, in: Revue de Géographie de Lyon, 73. 1998, S. 227–234; Migrationskorridore und transnationale soziale Räume. Eine empirische Skizze zur Süd-Nord-Migration am Beispiel ägyptischer »Sans-papiers« in Paris, in: Jörg Janzen (Hg.), Räumliche Mobilität und Existenzsicherung (Abhandlungen – Anthropogeographie, Bd. 60), Berlin 1999, S. 167–200.

**Ludger Pries**, Dr. phil. habil., Priv.Do. für Soziologie, Institut für Soziologie, Univ. Erlangen-Nürnberg. Neuere Publikationen zur Migrationsforschung: »Transmigranten« als ein Typ von Arbeitswanderern in pluri-lokalen sozialen Räumen. Das Beispiel der Arbeitswanderungen zwischen Puebla/Mexiko und New York, in: Soziale Welt, 49. 1999, S. 135–150; La migración internacional en tiempos de globalización: Varios lugares a la vez, in: Nueva Sociedad (Caracas), 29. 2000, Nr. 164, S. 56–68; (Hg.), Migration and Transnational Social Spaces, Aldershot 1999; Soziologie Internationaler Migration. Einführung in Klassische Theorien und neue Ansätze, Bielefeld 2000; The Disruption of Social and Geographic Space. US-Mexican Migration and the Emergence of Transnational Social Spaces, in: International Sociology, 15. [2000]; (Hg.), New Transnational Social Spaces. International Migration and Transnational Companies, London [2000]; The Approach of Transnational Social Spaces: Responding to New Configurations of the Social and the Spatial, in: ebd.

**Jacques Waardenburg**, Dr. theol., em. Prof. für Religionswissenschaft, Univ. Lausanne. Publikationen zur allg. Theorie der Religionswissenschaft, zum Islam, zu Beziehungen zwischen Europa und der islamischen Welt, u.a.: *The Right to Ritual. Mosques in the Netherlands*, in: *Nederlands Theologisch Tijdschrift*, 37. 1983, S. 253–265; *Institutionalization of Islam in the Netherlands 1961–1986*, in: Tomas Gerholm/Yngve Georg Lithman (Hg.), *The New Islamic Presence in Western Europe*, London 1988, S. 8–31; *Muslimische Präsenz. Eine Feldbeschreibung*, in: *CIBEDO*, 5. 1991, S. 109–122; *Muslim Associations and Official Bodies in Some European Countries*, in: W.A.R. Shadid/P.S. van Koningsveld (Hg.), *The Integration of Islam and Hinduism in Western Europe*, Kampen 1991, S. 24–42; *Islamisch-christliche Beziehungen. Geschichtliche Streifzüge*, Würzburg/Altenberge 1992; *Muslims as Dhimmi. The Emancipation of Muslim Immigrants in Europe. The Case of Switzerland*, in: W.A.R. Shadid/P.S. van Koningsveld (Hg.), *Muslims in the Margin. Political Responses to the Presence of Islam in Western Europe*, Kampen 1996, S. 145–163; *Encounters between European Civilisation and Islam in History*, in: J.S. Nielsen (Hg.), *The Christian-Muslim Frontier. Chaos, Clash or Dialogue?*, London/New York 1998, S. 5–22; *Islam et Occident face à face. Regards de l'histoire des religions*, Genf 1998.